

Liturgische Orientierung I: Situationsanalysen

Der reformierte Gottesdienst in der Deutschschweiz. Tatsachen und Tendenzen zu Beginn des 21. Jahrhunderts

Thomas Bornhauser

Zum Inhalt	2
Einführung: Die postmoderne Situation	2
Teil A: Tatsachen	4
1. Der theoretische Zugang	4
1.1 Zum Datenmaterial	4
1.2 Befunde	5
1.2.1 Das Zürcher Kirchenbuch	5
1.2.2 Das deutschschweizerische Liturgiewerk	6
1.2.3 Das Reformierte Gesangbuch	6
1.2.4 Die Liturgie der Reformierten in Deutschland	7
1.3. Schlussbemerkungen	9
2. Der empirische Zugang	9
2.1 Zum Datenmaterial	9
2.2 Befunde	10
2.2.1 „Normalordnung“	10
2.2.2 Zu einzelnen Elementen	10
2.2.3 Teilnehmerschaft	11
2.2.4 Gottesdienst-Vorbereitung	11
2.2.5 Rollen im Gottesdienst	12
2.2.6 Funktionen der Gottesdienste	12
2.2.7 Musik im Gottesdienst	13
2.3 Fazit	14
Teil B: Tendenzen	15
Vorbemerkungen	15
1. Die Wende zum Menschen	16
1.1 Prozesse	16
1.1.1 Zürcher Disputation 84	16
1.1.2 Schweizerische Evangelische Synode	17
1.1.3 Bündner Zukunftswerkstatt	17
1.2. Strömungen	18
1.2.1 Feministische Impulse	18
1.2.2 Charismatische Strömungen	19
1.2.3 Gruppenorientierung	20
1.3 Zwischenbilanz	20
2. Sowohl als auch	22
Teil C: Kommentierte Bilanz	23
1. Zwingli und die Folgen	23
2. Kritik von allen Seiten	23
3. Vielfältige Erwartungen	24
4. Verunsicherte Liturg/-innen	24
5. Lösungswege	25
6. Deregulierte Spiritualität	25
7. Umgang mit Vielfalt	26
8. Mut zur reformierten Einseitigkeit!	27
Literatur	27

Zum Inhalt

Als Einführung skizziere ich den postmodernen Hintergrund, auf dem Gottesdienste heute stattfinden. Teil A zeichnet das Bild der heutigen reformierten Sonntagsgottesdienste, wie es sich aus Quellen erschließen lässt. Im Teil B werden Trends beschrieben, die sich abzeichnen und die die Entwicklungslinien von morgen sein können. Teil C ist eine Bilanz, in der ich die Befunde zusammenfasse und meine Optionen für die Zukunft des reformierten Gottesdienstes in der Deutschschweiz nenne.

Einführung: Die postmoderne Situation¹

Der Kontext der reformierten Gottesdienste in der Deutschschweiz ist die so genannte Spät- bzw. Postmoderne. Diese Epoche ist in erster Linie durch eine Pluralisierung fast aller Lebensbereiche gekennzeichnet. Das gilt auch für die Gottesdienste, nicht nur in der Schweiz. In fast allen Kirchen im deutschsprachigen Raum wird seit den 1960er-Jahren eine starke Zunahme der gottesdienstlichen Vielfalt beobachtet.² Neue Liturgiebücher lassen weit mehr Freiraum als frühere.

Zeitzeichen
Vielfalt

Das 1972 in der reformierten Deutschschweiz erschienene Liturgiebuch für den Sonntagsgottesdienst bemerkt im Vorwort: „Da fast alle schweizerischen Kirchen keinen gesetzlichen Liturgiezwang kennen, herrscht ... eine immer größere Freiheit, Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit.“³ Aufbau und Inhalt des Gottesdienstes würden oft von Ort zu Ort, von Amtsvorgänger zu Amtsnachfolger, sogar von Sonntag zu Sonntag wechseln. Darum will das Liturgiebuch lediglich Modelle anbieten.⁴

Bei den
Reformierten

Ganz ähnlich schlägt sich die Postmoderne bei den Lutheranern und Unierten in Deutschland nieder, auch wenn deren Evangelisches Gottesdienstbuch (1999, von VELKD und EKV) nicht ganz so weit geht. Aber auch die dort angebotenen Formulare sind keine festen Ordnungen, sondern können nach Zeit („aktuelle Ausgestaltung“) und Raum („situationsbezogene Varianten“) abgeändert werden.⁵ Die in den Sechziger Jahren aufgekommenen Gottesdienste in „neuer“ bzw. „anderer“ Gestalt werden als „offene Formen“ aufgenommen und somit quasi ‚legalisiert‘.⁶ Zu den innovativsten Gottesdiensten in „anderer“ Gestalt gehören die Frauengottesdienste. Weitere Zielgruppengottesdienste⁷ richten sich an bestimmte Alters-, Frömmigkeits-⁸, Milieu-⁹ oder Betroffenheitsgruppen.

Bei den
Lutheranern
und Unierten

Auf katholischer Seite hatte das II. Vatikanum einen Pluralisierungsschub ermöglicht. Bis heute verstummen auch dort die Stimmen nicht, die noch mehr Zeitgemäßheit und Bedürfnisnähe fordern – wenn auch meist moderater als auf evangelischer Seite.¹⁰ Freikirchliche Gottesdienste erfuhren in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ebenfalls eine Diversifizierung, wobei diese ähnlich wie bei vielen Zielgruppengottesdiensten landeskirchlicher Gemeinden vorab die Form

Bei weiteren
Kirchen

¹ Die in der Einführung präsentierten Erkenntnisse sind ausführlicher dokumentiert in: Th. Bornhauser, 2003.

² Vgl. F. Schulz, 2000, S. 116 f. und A. Schilson, 1997, S. 32.

³ Liturgie, 1972, S. 8 f.

⁴ A. a. . O., S. 9. Weniger offen ist das neue Liturgiebuch der Reformierten in Deutschland, aber auch es „kommt nicht als Verordnung daher.“: Reformierte Liturgie, 1999, S. 7.

⁵ Evangelisches Gottesdienstbuch, 1999, S. 17.

⁶ Vgl. F. Schulz, 1999, S. 17 f., 20 sowie F. Lurz, 2000, S. 237.

⁷ Vgl. J. Knoblauch / H. Bräuning, 1999.

⁸ Vgl. K. Douglass, 2000, S. 8.

⁹ Vgl. H. Becks, 1999, S. 314.

¹⁰ Charakteristisch A. Bilgri, 1997.

erfasst (denn sie ist nur „Verpackung“¹¹), nicht aber den Inhalt (der muss „das unverfälschte Evangelium“¹² sein).

Wie stark die Pluralisierung heute ist, wie sehr die gewährten Freiheiten genutzt werden, lässt sich nicht genau sagen. Sicher ist, dass ein Pluralisierungsprozess im Gang ist, seit es Gottesdienste gibt. Jede Kulturform des Menschen neigt zur Ausdifferenzierung, auch wenn diese durch verschiedene Massnahmen immer wieder zurückgebunden wird. Im gottesdienstlichen Bereich wurde die Pluralisierung z.B. durch Kirchenordnungen, Eingriffe der staatlichen Gewalt oder Verpflichtung auf Agenden und Gesangbücher eingeschränkt.

Einheit gegen
Vielfalt

Spätestens seit der Aufklärungszeit kommt es mitunter aber auch zu einer bewussten Förderung der Vielfalt.¹³ Mittel dazu waren und sind die Gewährung der Kultusfreiheit, die historisch-kritische Lektüre der Bibel, der Einfluss liturgischer Bewegungen v. a. im 20. Jh., die Pluralisierung der Dogmatik, der ganzheitlichere Einbezug aller Sinne, die stärkere Beteiligung der Gemeinde, die Zulassung der Volkssprache, die Aufhebung bzw. Lockerung des Agendenzwangs usw. Dabei gibt es beträchtliche regionale und konfessionelle Unterschiede.

Es darf daher nicht erstaunen, dass unter dem Namen ‚Gottesdienst‘ heute mannigfaltige Veranstaltungen mit z. T. wenigen Gemeinsamkeiten stattfinden (man vergleiche nur katholische Messen, orthodoxe Liturgien, Predigtgottesdienste, Friedensgebete, Weihehandlungen, Agapen, Tagzeitenfeiern, Heilungsveranstaltungen, Taufgedenkefeiern, Bußrituale und die zunehmenden Varianten von Kasualien miteinander). Und eine klare Abgrenzung gegenüber Altenandachten, Sitzungen der Kirchenvorsteherschaft, dem Frauenfrühstück, der Hauskreisversammlung, dem Gemeindegemeinschaftsabend u. a. m. gibt es nicht: auch dort sind liturgische Elemente anzutreffen.

Vielgestaltiges
Phänomen

Für viele Menschen bringt diese zunehmende Unübersichtlichkeit mit ihrem stetigen Wandel eine große Unsicherheit und ein Gefühl der Heimatlosigkeit mit sich. Gerade der Gottesdienst sollte aber für sie ein Ort sein, an dem sie Klarheit, Eindeutigkeit und Geborgenheit erfahren. Der Katholik Arno Schilson z. B. wünscht sich vom Gottesdienst „Trost, Stärkung und Aufrichtung des christlichen Glaubens ... Stabilisierung und Erhaltung des Ich ... Halt und Ruhe inmitten dahineilender Zeit.“¹⁴ Für den Lutheraner Hans-Christoph Schmidt-Lauber soll Liturgie „bergende Heimat“¹⁵, ein „Haus der Gnade“¹⁶ sein, einladend und wohnlich, wo man sich wohl fühlen kann. Zwecke des Gottesdienstes sind für ihn „heimatliche Geborgenheit, Vergewisserung, Hoffnung und neue Zuversicht“.¹⁷ Menschen, die so denken, sträuben sich dann auch gegen eine Pluralisierung des gottesdienstlichen Lebens.

Geborgenheit

Aber diese Stimmen können sich immer weniger durchsetzen. Denn auf der anderen Seite werden zahlreiche gute Gründe für mehr Vielfalt im gottesdienstlichen Leben geltend gemacht. Da sind die potentiell sehr vielen Funktionen, die Gottesdienste erfüllen können,¹⁸ da sind die unterschiedlichen Milieus, aus denen die Teilnehmenden kommen, ihr unterschiedliches Alter, der ständig sich ändernde gesellschaftliche und kulturelle Kontext – das alles verlange nach immer neuen Antworten.¹⁹ Weiter soll der Gottesdienst dem Einzelnen ein persönliches Glaubenswachstum ermöglichen statt es zu blockieren. Neue Entwicklungen in der Theologie (z.B. feministische und Prozess-Theologie) sollen (nicht nur in der Predigt) ihren Ausdruck finden können. Der Reformierte Theophil Müller plädiert darum in der

Reichtum

¹¹ K. Douglass, 2000, S. 69.

¹² Ebd.

¹³ Vgl. H. Kerner, 1995, S. 971, sowie A. Schilson, 1997, S. 32.

¹⁴ A. Schilson, 1997, S. 63-65.

¹⁵ H.-Chr. Schmidt-Lauber, 2001, 68.

¹⁶ H.-Chr. Schmidt-Lauber, 1990, S. 12 f.

¹⁷ A. a. O., S. 11.

¹⁸ Vgl. Chr. Dinkel, 2000, S. 21 f.; W. Ratzmann, 1997, S. 20 f.

¹⁹ Vgl. J. Neijenhuis, 2000, S. 98-91, sowie J. Knoblauch / H. Bräuning, 1999, S. 48-50.

Spannung „zwischen Kontinuität / Stabilität / Identität / Einheit einerseits und Flexibilität / Kreativität / Spontaneität / Vielfalt andererseits“²⁰ für die zweite Seite: „Offenheit für Neues kann die besondere Chance einer reformierten Liturgik sein.“²¹ Liturgische Verschiedenheit ist für ihn nicht Zerrissenheit, sondern Reichtum. Darum hält er es auch nicht für sinnvoll, eine Einheitsliturgie anzustreben,²² nicht einmal auf einem kleineren Kirchengebiet. Vielmehr sollen Menschen so mit der Vielfalt von Gottesdiensten umgehen lernen, dass sie gerade darin zuhause sein können.²³ Ob die reformierte Deutschschweiz dem Weg, den Theophil Müller vorschlägt, folgen wird, ist offen.

Teil A: Tatsachen

Über Jahrhunderte hinweg wurde der reformierte Gottesdienst mit Adjektiven wie nüchtern, lehrhaft, politisch, bibelorientiert und wortlastig beschrieben. Das trifft sicherlich auf den Gottesdienst zu, wie er aus Zwinglis Reformation als weitgehend volkssprachlicher Predigtgottesdienst ohne Abendmahl hervorging. Zum Wesen dieser historischen Form gehörte von Anfang an, „dass hier die Predigt als freies Wort der Verkündigung so sehr im Vordergrund steht, dass sie von gebundenen liturgischen Formen wie Gebet, Gesang, Bekenntnis gewissermaßen nur das Notwendigste neben sich duldet. ... Die zur Predigt hinzutretenden Stücke sind mehr oder weniger lose gruppiert und variieren bei den einzelnen Kirchen oft beträchtlich in der Reihenfolge“.²⁴ Gilt dies noch heute? Und wie groß ist die Variationsbreite? Sieht ein Gottesdienst im Thurgau anders aus als in Bern?

Zur
Ausgangslage

Wer Gottesdienste besucht, kann sich aufgrund seiner Erfahrungen ein Bild machen. Unsere Erfahrungen sind aber zwangsläufig punktuell. Auch als Autor dieser Studie bringe ich meine limitierten Erfahrungen mit. Als Theologe, der nicht in einem Pfarramt arbeitet, habe ich seit vielen Jahren das Privileg, in unterschiedlichen Funktionen Gottesdienste in Gemeinden der Deutschschweiz besuchen zu können. Viele Dutzend Gemeindegottesdienste habe ich so erlebt. Und trotzdem sind auch meine Erfahrungen beschränkt. Ich stütze mich darum nachfolgend nicht primär auf meine persönlichen Eindrücke, sondern präsentiere Erkenntnisse aus umfangreichem Datenmaterial, das ich im Rahmen meiner wissenschaftlichen Arbeit an der Universität Bern verarbeitet habe.²⁵ Ich referiere in diesem Teil A zwei Zugänge: 1. Den Zugang über die gegenwärtige Gottesdienst-Theorie. 2. Den Zugang über Quellenmaterial zur Gottesdienstpraxis. Das Augenmerk liegt dabei auf dem Sonntagmorgengottesdienst, weil sich an ihm das reformierte Profil und seine Variationen am besten ablesen lassen.

Zugänge

1. Der theoretische Zugang

1.1 Zum Datenmaterial

Wenn wir nach theoretischen Grundlagen für den reformierten Gottesdienst der Gegenwart suchen, sind wir primär auf die einführenden Kapitel der geltenden Liturgiebücher gewiesen: In erster Linie die gesamt-deutschschweizerische Liturgie (der erste Band, zum Sonntagsgottesdienst, erschien 1972), das Reformierte

Quellen

²⁰ Th. Müller, 1993, S. 14.

²¹ A. a. O., S. 15.

²² A. a. O., S. 18.

²³ A. a. O., S. 22.

²⁴ E. Weismann, 1956, S. 2.

²⁵ Die ausführliche Studie wird später als Habilitationsschrift veröffentlicht.

Gesangbuch (1998) und verschiedene kantonalkirchliche Agenden aus der Zeit vor 1970, die von der Pfarrerschaft noch gelegentlich konsultiert werden. Reformierte Gottesdienst-Theorien gibt es nur wenige. 2001 hat Ralph Kunz die Monographie „Gottesdienst evangelisch reformiert. Liturgik und Liturgie in der Kirche Zwinglis“ publiziert. Daneben gibt es Theorien des Gottesdienstes, die zwar von Reformierten verfasst sind, z. B. von Alfred Ehrensperger 1988, Okko Herlyn 1988, Theophil Müller 1993 und Rainer Volp 1992/1994. Aber diese Autoren haben nicht denjenigen Gottesdienst im Blick, der spezifisch *reformiert* ist und sich charakteristisch von denjenigen anderer Konfessionen unterscheidet. Sie beanspruchen, über den *evangelischen* Gottesdienst (inklusive lutherischer bzw. auch methodistischer Prägung) oder gar (Herlyn und besonders Volp) über den christlichen Gottesdienst insgesamt zu sprechen.

1.2 Befunde

1.2.1 Das Zürcher Kirchenbuch

Das Zürcher Kirchenbuch von 1969 spielt für die spätere Entwicklung eine wichtige Rolle; aus diesem Grund wird es hier als Beispiel einer kantonalkirchlichen Liturgie genannt.²⁶ Es ist zusammen mit einem Kommentar (1971) erschienen, in dem es programmatisch heißt: „Der reformierte Gottesdienst dient in erster Linie der Glaubenserkenntnis und hat daher das Wort Gottes zu seinem Zentrum. Seine Träger sind die Menschen, wie sie heute leben, denken und reden. Der Gottesdienst dient ihnen nicht in erster Linie zu einer intellektuellen Erkenntnis, sondern vor allem zu einer Einübung in ein Leben mit dem Evangelium Jesu Christi, mit dem Gebet zu Gott und nicht zuletzt in ein Zusammensein mit den Menschen, die den Glauben der Gemeinde teilen oder ihm fragend, suchend oder zweifelnd gegenüberstehen.“²⁷

Erkenntnis

Aus diesen Sätzen lassen sich Eigenheiten reformierter Theologie erkennen, die im Gottesdienst wirksam werden. Bei den Reformierten scheint die Erkenntnis, das Kognitive, eine hervorragende Rolle zu spielen. Gläubige sollen nicht einfach blind glauben, sondern möglichst auch einsehen, warum und was sie glauben. Dabei geht es aber nicht um eine intellektuelle Spielerei. Die Erkenntnis dient der christlichen Lebenspraxis. Quelle der Erkenntnis sei, so das Kirchenbuch, das Wort Gottes, womit im reformierten Kontext meistens die Bibel gemeint ist. Die Bibel sei aber zu beziehen auf die gegenwärtige Lebenswelt²⁸ und das gegenwärtige Weltbild, sie verhilft also nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar zur Erkenntnis dessen, was unser Leben zu einem christlichen Leben macht.

Dass die Bibelauslegung zentral sei, betont der Kommentar zum Kirchenbuch öfters.²⁹ Und dass es im Gottesdienst wie im Glauben allgemein um die Gestaltung der Lebenspraxis und ja nicht etwa um einen Kult gehe, hören wir auch wiederholt.³⁰ Dass es dem reformierten Glauben wesentlich auch um Freiheit geht, wird aus dem Kommentar ebenfalls deutlich. Für den Gottesdienst bedeutet das, dass für Gestaltungsvarianten viel Freiraum da ist.³¹ Typisch reformiert ist in der Folge auch das Lavieren zwischen Großzügigkeit und ängstlicher Mahnung des Kirchenbuchs, die Freiheit ja nicht zu sehr zu strapazieren und sie in Beliebigkeit, Unordnung oder individueller Selbstverwirklichung enden zu lassen.³² Freiheit bedeutet für Reformierte auch, die ökumenische Verbindung zu Christ/-innen anderer Räume und Zeiten zu pflegen und sich von ihnen inspirieren zu lassen, ohne

Freiheit und Bindung

²⁶ Ausführlicher dazu: R. Kunz, 2001, S. 289-312.

²⁷ Kirchenrat des Kantons Zürich, o. J., S. 7.

²⁸ Vgl. a. a. O. S. 14.

²⁹ A. a. O., S. 10, S. 13 und passim.

³⁰ Etwa a. a. O., S. 11, 13.

³¹ Vgl. a. a. O., S. 12.

³² Vgl. a. a. O., S. 22 f., 28-30.

sich anzupassen.³³ Damit sind durch das Zürcher Kirchenbuch bereits einige wichtige reformierte Eigenheiten markiert, die durch die neueren reformierten Liturgiewerke bestätigt werden.

1.2.2 Das deutschschweizerische Liturgiewerk

Im Vorwort zu Band I des reformierten deutschschweizerischen Liturgiewerks (Sonntagsgottesdienst, 1972) wird ebenfalls auf die Kontextualität reformierten Glaubens verwiesen: kirchliche, soziale, politische, wirtschaftliche Verhältnisse, Weltbild und Lebensgefühl, Sprache sowie ethische und ästhetische Maßstäbe der Menschen verändern sich ständig, spielen eine Rolle und müssen berücksichtigt werden.³⁴ Auch hier wird auf Freiheit, Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit hingewiesen, weshalb eine reformierte Liturgie keinen absoluten Gültigkeitsanspruch erheben dürfe.³⁵ Reformierte bieten Modelle zur Auswahl an. Das bedingt bei den Liturg/-innen, aber auch bei der Gemeinde und den verantwortlichen Behörden (im Sinne des Allgemeinen Priestertums) große eigene Verantwortung und Kreativität.³⁶ Auch hier kommt die Ambivalenz von Freiheit und Bindung zum Ausdruck. Sowohl Tradition als auch Innovation sollen ihr Recht haben.³⁷ In aller Veränderung soll die Verkündigung des Wortes Gottes, der frohen Botschaft, das zentrale Anliegen sein, wobei auch hier der Schwierigkeit ausgewichen wird, näher zu deklarieren, was damit gemeint ist. Beim „Wort Gottes“ scheint es sich nicht nur um die Bibel zu handeln, zumal es auch dann zentral sein kann, wenn in der Verkündigung nicht von einem Bibelwort, sondern von einer Sachfrage, einem Thema ausgegangen wird.³⁸ Zudem wird mit aller Selbstverständlichkeit von „göttlicher Botschaft“ und „Selbstproklamation des Herrn“ gesprochen, als ob das nicht erklärt werden müsste.³⁹ Hier klingt eine Problematik an, die im reformierten Kontext häufig begegnet: Mit großem Nachdruck wird die Verkündigung ins Zentrum gestellt; was aber Kern dieser Verkündigung sein soll, ist schlecht oder gar nicht reflektiert.

Flexibilität und Zentrierung auf das „Wort“

1.2.3 Das Reformierte Gesangbuch

Das 1998 erschienene neue ‚Gesangbuch der Evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz‘ erfreut sich einer fast flächendeckenden Verbreitung und guter Akzeptanz. Es ist sicherlich das Buch, welches den reformierten Gottesdienst in der Deutschschweiz zu Beginn des 21. Jahrhunderts am stärksten prägt. Es will „Gottesdienstbuch im weiten Sinn“⁴⁰ sein. Die vorgeschlagenen Gottesdienstordnungen, als „Gerüste“ bezeichnet, lehnen sich stark an das Zürcher Kirchenbuch von 1969 an. Hier stehen Predigt, Taufe und Abendmahl im Zentrum. Typisch reformiert ist wieder, dass solche Vorgaben nicht gemacht werden, ohne im gleichen Atemzug zu betonen, wie unverbindlich und flexibel sie seien.⁴¹ Aber sie sollen „vor zufälliger Herumexperimentiererei bewahren“:⁴² Gerade weil sie keine verbindlichen Vorschriften machen können und wollen, scheinen die Autor/-innen des Gesangbuchs einen gewissen Wildwuchs zu befürchten.⁴³

„Gerüste“ für den Gottesdienst

Das Gesangbuch ist für verschiedene Gottesdienstformen verwendbar, aber auch für kirchliche Andachten, Feste und die private Andacht von Einzelnen und Gruppen. Hier wird der fließende Übergang zwischen Sonntag und Alltag, Heiligem

Situations- und Bibelbezug

³³ A. a. O., S. 22.

³⁴ Liturgie, 1972, S. 8.

³⁵ A. a. O., S. 9.

³⁶ Ebd.

³⁷ A. a. O., S. 10.

³⁸ A. a. O., S. 58.

³⁹ A. a. O., S. 58 f.

⁴⁰ Gesangbuch, 1998, S. 9.

⁴¹ So a. a. O., S. 234.

⁴² A. Marti, 1998, S. 6.

⁴³ Vgl. die von H.-J. Stefan angeprangerte „nicht selten übers Ziel hinaus schießende Lust an unbedarften Experimenten“, 2000, S. 270.

und Profanem, Öffentlichem und Privatem sichtbar, wie er für die Reformierten typisch ist. Dies zeigt auch ein Blick auf die Themen der Lieder, Gebete, liturgischen und anderen Texte, die fast das ganze Spektrum menschlicher Lebenslagen umfassen. Auffällig ist in allem Gegenwartsbezug der ständige Rekurs auf die Bibel (und zwar explizit Altes sowie Neues Testament), der z.B. in den Psalmliedern und den abgedruckten Bibeltextrn greifbar wird.

Das Gesangbuch schafft die Möglichkeit, Sprech- und Singrollen auf verschiedene Einzelne oder Gruppen zu verteilen und so die Beteiligung der Gemeinde am Gottesdienst zu erhöhen. Auch die zahlreichen liturgiedidaktischen Hinweise helfen der Gemeinde, sich aktiver am Geschehen zu beteiligen.

Rollen

Durch das Gesangbuch soll Ökumenizität in die Gottesdienste hineingetragen werden: Ein Drittel der Gesänge stimmt mit solchen in den Gesangbüchern der katholischen Schwesterkirchen überein;⁴⁴ fremdsprachige Lieder und solche aus anderen Konfessionen⁴⁵ und Kulturkreisen sind enthalten; und der zeitliche Horizont spannt sich auf musikalischer Ebene vom Mittelalter über die Reformationzeit bis in die Gegenwart, wobei das 19. und 20. Jahrhundert besonders berücksichtigt wurden.

Ökumene

Thematisch wurden gegenüber früher mehr Lieder berücksichtigt, die von Gerechtigkeit, Frieden und Schöpfungsbewahrung handeln. Das bewusst an den Schluss gesetzte neue Reich-Gottes-Lied „Der Himmel, der ist, ist nicht der Himmel, der kommt“ soll akzentuieren, dass der Gottesdienst zum Dienst an der Welt bzw. zum „Gottesdienst in der Welt“ führen soll.⁴⁶ Bei den neueren Liedern wurde auf eine inklusive Sprache geachtet sowie auf Offenheit für eine Vielfalt von Gottesbildern. Dialektlieder sollen das gemeinsame Feiern von Kindern und Erwachsenen erleichtern. Einige neuere Gesänge wurden mit Harmoniebezeichnungen für Gitarre versehen, was aber nicht darüber hinwegtäuschen kann, dass grundsätzlich von einer Orgelbegleitung ausgegangen wird.

Erweitertes Repertoire

Insgesamt wird mit dem neuen Gesangbuch die Hoffnung verbunden auf eine Gottesdiensterneuerung „weg vom rein Rationalen zur Feier des Auferstandenen mit allen Sinnen, wobei primär dem Gemeindegesang und der musikalischen Gestaltung des Gottesdienstes große Bedeutung zukommt“⁴⁷. Mit diesen Grundsätzen nimmt das Buch weit verbreitete Strömungen und Wünsche auf.

1.2.4 Die Liturgie der Reformierten in Deutschland

Es gibt auch Liturg/-innen in der Deutschschweiz, die die neue Liturgie der Reformierten in Deutschland (1999) für ihre Gottesdienste benutzen. Darum werfen wir hier auch noch einen kurzen Blick auf diese Agende. Obwohl sich die reformierten Kirchen in Deutschland und in der Schweiz unterschiedlich entwickelt haben, gibt es im gottesdienstlichen Bereich Gemeinsamkeiten. So bestätigen die Begleitworte zur Liturgie der Reformierten in Deutschland die bisherigen Eindrücke aus dem schweizerischen Kontext weitgehend. Schlichtheit, Konzentration auf das Lebensnotwendige, Misstrauen gegenüber Luxus und Üppigkeit sind die ersten Schlagworte, die einem begegnen.⁴⁸ Tradition und Innovation seien wichtig, aber nur insofern sie „gegenwärtig hilfreich“ sind. Die Entscheidungen des Reformationsjahrhunderts dürften nicht „dogmatisiert“ werden.⁴⁹ Und auch „die

„Hilfreicher“ Gottesdienst

⁴⁴ H.-J. Stefan wünscht sich darüber hinaus, „die bewährte Zusammenarbeit (zwischen Reformierten und Katholiken) ... weiterzuführen oder gar auszubauen, im Zusammenwirken der Chöre und Kirchenmusiker, im gottesdienstlichen Leben der Gemeinden und Pfarreien“ (H.-J. Stefan, 2000, S. 277). Für die dem Reformierten, Katholischen und Christkatholischen Gesangbuch gemeinsamen Lieder wird der „Ökumenische Liederkommentar“ erarbeitet (erscheint seit 2001).

⁴⁵ Orthodoxe, katholische, lutherische, anglikanische und freikirchliche, vgl. H.-J. Stefan, a. a. O., S. 276.

⁴⁶ So H.-J. Stefan, 2000, 275.

⁴⁷ A. a. O., S. 268.

⁴⁸ Reformierte Liturgie, 1999, S. 7.

⁴⁹ A. a. O., S. 27.

gegenwärtige Praxis hat ... keine normative Geltung“⁵⁰. Weder das Alte noch das Neue haben also einen Wert in sich selber, sie müssen eine Funktion für das gegenwärtige Leben erfüllen. Dabei sind Anleihen bei anderen Kirchen ausdrücklich erwünscht.⁵¹ Reformierte sind bescheiden und glauben nicht, die einzig wahre Kirche zu sein oder die einzig wahre Lehre zu vertreten.⁵² Diese Offenheit geht sogar über die Christen- und Menschheit hinaus: „Gottes Wirken ist nicht nur der Gemeinde, sondern der ganzen Schöpfung zugewandt. ... (Sein) Segen schließt uns Menschen mit allen anderen Geschöpfen zusammen und stellt uns in die Gesamtheit des Geschaffenen hinein.“⁵³ Alle Geschöpfe loben Gott.⁵⁴ So müsse es ein Kennzeichen reformierten Glaubens sein, Vielfalt gelten zu lassen, auf Missionierung zu verzichten, aber anzubieten, was man selber als hilfreich erkannt hat. Hier klingt auch die politische Dimension des reformierten Glaubens wieder an. Hilfreich muss er sein, für unser eigenes Leben und für die Zukunft der ganzen Schöpfung.⁵⁵

Zu den Reformierten passt auch das Bestreben, Benachteiligten mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen (genannt werden: Juden, Frauen, An-den-Rand-Gedrängte, Minderheiten⁵⁶). Die Volkssprache soll möglichst vielen den Zugang zum Glauben ermöglichen, sakrale Sprache sei zu vermeiden, genauso wie Sprachformen, die intensive Bibelkenntnis oder akademische Bildung erfordern. Gottesvorstellungen sind nicht endgültig, viele unterschiedliche Metaphern sollen Verwendung finden.⁵⁷ Auch das Priestertum aller in Form des Einbezugs der Gemeindeglieder in Vorbereitung und Durchführung von Gottesdiensten wird in der deutschen reformierten Liturgie erwähnt.⁵⁸ Dementsprechend ist auch dieses Gottesdienstbuch selber schon das Ergebnis eines Prozesses, an dem sich viele Gremien, Gruppen und Einzelpersonen beteiligt haben.

Niemanden ausschließen

Und wieder begegnen wir der Ambivalenz: Freiheit muss sein, sie darf aber nicht zu Subjektivismus und Selbstverliebtheit führen. So sei der Zweck einer reformierten Liturgie auch nicht die Disziplinierung der Liturg/-innen oder die Vereinheitlichung der Gottesdienste. Reformierte machen Angebote.⁵⁹ Sie wollen überzeugen, gewinnen und helfen.⁶⁰ Vielleicht darf man daraus schließen, dass nicht nur die liturgisch-strukturellen Vorgaben, sondern auch die inhaltlichen Aussagen Angebotscharakter haben sollen. Wer etwas angeboten bekommt, braucht die Kompetenz, aus dem Angebotenen das Passende auszuwählen und es recht zu verwenden. Darum erstaunt es nicht, dass die Reformierte Liturgie auch eine liturgische Didaktik enthält, um die Kompetenz der Benutzer/-innen zu erhöhen.⁶¹ „Es gibt in der ganzen Christenheit kaum ein liturgisches Konzept, welches von den Verantwortlichen mehr Kompetenz verlangt als das reformierte.“⁶² Leider lösen die liturgischen Texte dieser Agende nicht ein, was die Einleitung verspricht. Sie sind in Form und Inhalt meist sehr konservativ. Das dürfte dazu führen, dass das Buch in der Schweiz an Attraktivität verliert, sobald hier neue, brauchbare Textvorlagen zugänglich sind.

Angebote

⁵⁰ Aa. O., S. 29.

⁵¹ Auf Polemik gegen andere Traditionen soll verzichtet werden, im Gegenteil, wo möglich bemüht man sich um Nähe zu den Anderen. A. a. O., S. 16, vgl. auch P. Bukowski 1998, S. 445.

⁵² Allerdings verbinden die Herausgeber mit der neuen deutschen reformierten Liturgie die Hoffnung bzw. den Anspruch, ein für alle deutschsprachigen reformierten Kirchen (also auch jene in der Schweiz) verbindliches Werk vorzulegen. A. a. O., S. 444.

⁵³ Reformierte Liturgie, 1999, S. 23.

⁵⁴ A. a. O., S. 24.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ A. a. O., S. 17.

⁵⁷ A. a. O. S. 29.

⁵⁸ A. a. O., S. 25.

⁵⁹ „Diese Ausführungen haben keinen normativen Charakter“ A. a. O., S. 23.

⁶⁰ A. a. O., S. 7 f.

⁶¹ Ebd.

⁶² A. a. O., S. 16.

1.3. Schlussbemerkungen

Die umfangreiche Studie über den reformierten Gottesdienst von Ralph Kunz bestätigt die bisher dargestellten Fakten. Als Konvergenz reformierter Liturgik entdeckt er die „Zuordnung der Liturgie zum Lebensgottesdienst“, die „vorläufige Gestalt“ des Gottesdienstes aufgrund der „Brüchigkeit und Mehrdeutigkeit aller menschlichen Rede“ sowie den antimeritorischen, antisakramentalistischen und antihierarchischen Akzent.⁶³ Theologischen Klärungsbedarf ortet Kunz dort, wo die liturgische Freiheit nach Kriterien für Akzeptables bzw. Inakzeptables verlangt.⁶⁴ Dass es dieser Klärung bedarf, dürfte ein weiteres reformiertes Spezifikum sein.

Konvergenzen

Der kurze Überblick zeigte, dass sich in den neueren reformierten Liturgiebüchern aus dem deutschsprachigen Raum eine recht profilierte gemeinsame Grundlegung des Gottesdienstes abzeichnet. Aber entsprechen die tatsächlich gefeierten Gottesdienste diesen Vorgaben? Zur Beantwortung dieser Frage reicht ein Konsultieren der Liturgiebücher nicht aus. Zwar wurde das heute noch gültige Liturgiebuch aus dem Jahr 1972 mit dem Auftrag zur „Schaffung einer einheitlichen deutschsprachigen Liturgie“⁶⁵ für die Sonntagsgottesdienste der reformierten Kirchen der Deutschschweiz geschaffen. Aber schon im Vorwort wird, wie wir sahen, seine vereinheitlichende Kraft relativiert („Da fast alle schweizerischen Kirchen keinen gesetzlichen Liturgiezwang kennen, herrscht ... eine immer größere Freiheit, Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit.“⁶⁶)

Anspruch und Wirklichkeit

Dies scheint auch eine (nicht repräsentative) Studie des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes von 1986 zu bestätigen.⁶⁷ Sie ergab, dass gegen die Hälfte der befragten Pfarrer die offiziell in Geltung stehende Liturgie nur gelegentlich benutzten, je etwa zwanzig Prozent benutzten sie häufig bzw. selten. Daneben, so zeigt die Studie, werden zahlreiche Texte v. a. deutscher Herkunft in eklektischer Weise verwendet. Agendarischer Anspruch und gottesdienstliche Wirklichkeit brauchen also keineswegs deckungsgleich zu sein!

2. Der empirische Zugang

2.1 Zum Datenmaterial

Zuverlässigen Aufschluss über die gottesdienstliche Praxis könnte nur eine für das Gebiet der Deutschschweiz repräsentative empirische Untersuchung der stattfindenden Gottesdienste geben. Eine solche Untersuchung existiert aber nicht, und es wird sie wohl angesichts des großen Aufwandes auch nie geben. Immerhin gibt es zahlreiche Dokumente, die über die Gottesdienst-Praxis etwas aussagen. Das nachfolgend ausgewertete Datenmaterial stammt aus der Zeit ab den 1980er-Jahren. Es sind einerseits empirische Studien, die den Gottesdienst neben anderen Themen behandeln: Die Visitationsberichte der Kirchen Basel-Landschaft (1995/96) und St. Gallen (1996/97) sowie die gesamtschweizerischen Erhebungen von 1989 und 1999 durch das ‚Observatorium der Religionen in der Schweiz‘ der Universität Lausanne. Andererseits werte ich semi-empirische Daten aus, denen verstreute Beobachtungen und Einschätzungen des gottesdienstlichen Lebens zu entnehmen sind: Die Auswertungsberichte der Zürcher Disputation 84 und der Schweizerischen Evangelischen Synode 1981-87, Protokolle von Pfarrkonferenzen der Kirchen Bern-Jura, Doku-

Empirische und semiempirische Daten

⁶³ A. a. O., S. 230-232.

⁶⁴ A. a. O., S. 397 f. Mit der Auskunft, wir würden „durch den Geist befähigt, zwischen lebensförderndem *usus* und lebensgefährdendem *abusus* zu entscheiden“, kann Kunz die nötige Klärung aber wohl noch nicht befriedigend leisten.

⁶⁵ Liturgie, 1972, S. 8.

⁶⁶ A. a. O., S. 8 f.

⁶⁷ Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund, 1987.

mente aus Pfarrerweiterbildungen und den Bericht von einer Zukunftswerkstatt der Bündner Kirche 1998.

Viele der nachfolgend aufgeführten Einzelheiten haben den Autor selber überrascht, und sie dürften wohl auch Lesende überraschen. Das hat mit der jeweiligen Perspektivität unserer Wahrnehmung zu tun. Gerade darum ist es aufschlussreich, hier einmal eine größere Zahl von Dokumenten auf Gemeinsamkeiten hin zu prüfen. Das bemerkenswerteste Ergebnis kann hier vorweg genommen werden: Trotz aller liturgischen Freiheit scheint es in der reformierten Deutschschweiz einen Konsens über die Gestalt des Sonntagsgottesdienstes zu geben; es scheint ein identifizierbarer Typus ‚reformierter Gottesdienst im deutschschweizerischen Raum‘ zu existieren. Wie dieser Typus aussieht, soll nun gezeigt werden.

Perspektivität

2.2 Befunde

2.2.1 „Normalordnung“

Im Rahmen seiner Kurstätigkeit in der liturgischen Pfarrer-Weiterbildung hat Andreas Marti beobachtet, was auch die übrigen Dokumente bestätigen. Es gibt „eine Art Normalordnung: Orgel – Gruß – Lied – Gebet – Lesung – Lied – Predigt – Orgel – Gebet – Mitteilungen – Segen/Lied – Orgel. Zu einem ‚Ordinarium‘ führt dies aber nicht, weil ja kaum feststehende Formulierungen vorhanden sind. Es bleibt praktisch nur das Unser Vater, dazu offenbar gemeinde- oder gar pfarrerspezifische Ordinarien (gesungenes ‚Amen‘, gesungener Gebetsruf, evtl. regelmäßig verwendeter liturgischer Gruß oder Segen). Besonders formstabil ist der Predigtteil. Zusammen mit der fast selbstverständlichen Stabilität von Anfang und Schluss ergibt sich eine Minimalstruktur von ‚Predigt mit Eröffnung und Schluss, angereichert durch weitere Elemente‘ – was historisch sehr genau dem Typus ‚Predigtgottesdienst‘ entspricht. Die Anreicherungen können in Art, Anzahl und Stellung variieren, tun das faktisch aber innerhalb einer Region und eines Zeitraums nur in einem relativ geringen Maß.“

„Predigt mit Eröffnung und Schluss“

Als Bilanz stellt Marti fest, es bestehe ein „hoher Grad an Konsens über die Gottesdienstform ‚deutschschweizerischer reformierter Predigtgottesdienst‘.“⁶⁸ Und dieser Konsens bewegt sich mit geringen Variationen auf der Linie dessen, was das Zürcher Kirchenbuch von 1969, die Deutschschweizer Liturgie von 1972 und das Gesangbuch von 1998 als Gottesdienstordnung bzw. Gerüst eines Gottesdienstes vorschlagen. Es wird weiter unten noch zu fragen sein, wie es zu dieser bemerkenswerten Übereinstimmung kommt. Zunächst sehen wir uns die Ausgestaltung einzelner Gottesdienst-Elemente an.

2.2.2 Zu einzelnen Elementen

Es gehört zur Tradition der reformierten *Predigt*, dass sie auf die Lebenswelt der Menschen Bezug nimmt. Die zur Verfügung stehenden Daten zeigen übereinstimmend, dass sich heutige Pfarrer/-innen um Lebensnähe bemühen. Trotzdem enthalten die Dokumente den Vorwurf von Gemeindegliedern, die Predigten seien weltfremd und wenig lebensnah. Auch wird darüber geklagt, dass die Gottesvorstellungen der heutigen Menschen nicht aufgenommen würden. Wenn man das ergänzt mit der Tatsache, dass neuere theologische Entwicklungen nur langsam Eingang in die Gottesdienste finden, kommt man zum Schluss, dass in den Predigten aktuelle Fragen zwar aufgegriffen, dass aber oft vorhersehbare Antworten darauf gegeben werden.

Predigt

Die Predigten werden tendenziell kürzer. Die Mundart scheint weiter im Vormarsch zu sein oder sogar bereits zu überwiegen. Mundart ist aber offenbar nicht automatisch Alltagssprache, denn sie wird von der Gemeinde mitunter auch

⁶⁸ A. Marti, unveröffentlichtes Typoskript.

als traditionell und kirchlich empfunden. Perikopenordnungen verschiedener Herkunft werden bei der Textauswahl gelegentlich gebraucht.

Während die in der Regel von der Pfarrerin / dem Pfarrer ausgesuchten *Lieder* weitgehend auf die Predigt ausgerichtet sind, führt die *Instrumentalmusik* ein Eigenleben, indem sie eine heilige, sakrale Atmosphäre schafft. Dazu passt, dass volkstümliche Klänge wenig zu hören sind, dafür mehrheitlich ‚klassische‘ und zunehmend auch ‚moderne‘, wobei da eher an ernste denn an Unterhaltungsmusik zu denken ist. Damit erschöpft sich aber der musische Anteil in den stark vom Kognitiven beherrschten Gottesdiensten schon weitgehend – die übrigen Sinne werden im Sonntagmorgengottesdienst so gut wie gar nicht einbezogen, wobei sich hier eine Trendwende andeutet.

Lieder, Musik

2.2.3 Teilnehmerschaft

Seit Jahrzehnten wird weitherum ein Rückgang des Gottesdienstbesuchs beklagt. Dass diese Klagen berechtigt sind, lässt sich aufgrund der vorhandenen statistischen Daten zwar vermuten, aber nicht mit Sicherheit sagen.⁶⁹ Wahrscheinlich ist, dass die Besuchszahlen an vielen Orten um ein mehr oder weniger hohes Niveau pendeln, also zwischenhinein auch wieder leicht ansteigen. Aus den Daten entsteht das Bild einer recht stabilen ‚Sonntagsgemeinde‘ mit einem bestimmten Sozio-gramm: überwiegend ältere und weibliche Menschen aus der (unteren) Mittelschicht, wenige aus Kleinfamilien, dafür solche aus Großfamilien sowie Alleinstehende, religiös und kirchlich Engagierte, ergänzt und nicht selten gestört durch unfreiwillig anwesende Konfirmand/-innen, deren Eltern sie nicht, wie von der Kirche erhofft, begleiten. Familiengottesdienste und alternative Gottesdienste zu anderen Wochenzeiten ziehen ein größeres und disparateres Publikum an. Interessant ist, dass in zahlenmäßig und räumlich kleinen Gemeinden der Gottesdienstbesuch prozentual besser ist.

„Sonntagsgemeinde“

2.2.4 Gottesdienst-Vorbereitung

Trotz der häufig gehörten Forderung nach stärkerer Beteiligung der Gemeindeglieder werden die Hauptgottesdienste weitgehend von den Pfarrer/-innen allein vorbereitet. Nicht einmal von sondierenden Gesprächen über die Interessenlage der erwarteten Gottesdienstgemeinde ist in den Dokumenten die Rede. Natürlich bereiten auch immer die beteiligten Musiker/-innen den Gottesdienst vor. Es zeigt sich aber, dass die jeweiligen Vorbereitungen ziemlich getrennt voneinander verlaufen; eine engere Kooperation zwischen Pfarrer/-innen und Musiker/-innen kommt in den Dokumenten jedenfalls nicht zum Ausdruck. Auch eine Kooperation mit anderen Liturg/-innen (etwa im Sinne gegenseitiger Anregung) kommt nicht zur Sprache. Natürlich gibt es Ausnahmen; und es gibt Anzeichen dafür, dass das 1998 erschienene neue Gesangbuch die Zusammenarbeit erleichtert.

Wenig Kooperation

Als Hilfsmittel zur Vorbereitung des Sonntagsgottesdienstes verwenden die Pfarrer/-innen das offizielle Liturgiebuch von 1972 eher selten. Von älteren Pfarrer/-innen werden nach wie vor die früheren kantonalkirchlichen Liturgiebücher gerne konsultiert.⁷⁰ Häufige Verwendung finden gottesdienstliche Materialien aus dem Buchhandel. Viele Texte formulieren die Pfarrer/-innen selber.

Hilfsmittel

⁶⁹ In den Jahren 1989 und 1999 wurden unter der Leitung von Roland Campiche zwei breit angelegte Befragungen über das religiöse Leben in der Schweiz gemacht. Die Zahlen machen wahrscheinlich, dass innerhalb der zehn Jahre der Gottesdienstbesuch in der Schweiz gesunken ist. Viel weniger Personen geben an, regelmäßig Gottesdienste zu besuchen, während der Anteil derer steigt, die angeben, nur noch an Feiertagen, zu Kasualien oder nie zur Kirche zu gehen. Vgl. R. Broquet, 2004, S. 323.

Diese Zahlen sind jedoch mit Vorsicht zu genießen, denn sie beruhen auf Selbstaussagen der Befragten und nicht auf Zählungen in den Gottesdiensten. Und ob ich in einer Befragung angebe, dass ich häufig oder selten zum Gottesdienst gehe, hat auch mit Faktoren wie der aktuellen Stimmungslage gegenüber den Kirchen allgemein zu tun (und der Status der Kirchen sinkt, vgl. a. a. O. 345-348) und nicht nur mit der tatsächlichen Anzahl der Kirchenbesuche. Zudem ist zu berücksichtigen, dass die Zahl der Reformierten insgesamt leicht abgenommen hat.

⁷⁰ Zu nennen ist hier insbesondere das Zürcher Kirchenbuch von 1969.

2.2.5 Rollen im Gottesdienst

Die Rollen der *Pfarrer* und explizit auch der *Pfarrerinnen* im Gottesdienst werden von den Gemeinden erstaunlicherweise immer noch weithin als hierarchisch bzw. patriarchal empfunden. Probleme mit einem Rollenwechsel während des Gottesdienstes scheinen Pfarrer/-innen nicht zu haben – es finden wohl auch keine bewussten Rollenwechsel statt (etwa vom Gemeindeglied unter Vielen zum beauftragten Leiter der Feier oder von der Moderatorin zur Lehrerin).

In komplementärer Entsprechung zur patriarchalen Rolle der Pfarrer/-innen hat die *Gottesdienstgemeinde* eine passive, empfangende Rolle. Die Gemeinde hört zu, lernt, lässt sich erbauen, singt auf Anweisung. Über die *innerliche* Beteiligung der Menschen sagen die Dokumente nichts.

Über die Rolle der *Kirchenmusiker/-innen* ist aus unseren Dokumenten wenig zu erfahren. Die Musik spielt im reformierten Gottesdienst ja traditionell eine kleinere Rolle als in anderen Kirchen. Warum das so ist, wird unten in einem separaten Abschnitt erörtert.

Auch über die Rolle weiterer aktiv an der Gottesdienstgestaltung Beteiligter wie *Sigrist/-innen* und *Lektor/-innen* ist aus den gesichteten Dokumenten gar nichts zu erfahren. Das ist symptomatisch und doch bemerkenswert für eine Kirche, die in ihrer Theologie den Laien eine weit höhere Kompetenz zubilligt, als das in anderen Kirchen der Fall ist.

Gott wird in der Regel eine passive gottesdienstliche Rolle als Empfänger von Lob und Dank bzw. als Adressat von Bitten zugeschrieben. Ein etwas seltsamer Befund, wenn man daran denkt, dass 'Gottesdienst' mitunter auch als ‚Dienst Gottes an uns‘ verstanden wird.

2.2.6 Funktionen der Gottesdienste

Von seiner zahlenmäßigen Anziehungskraft her und im Bewusstsein einer Mehrheit der Bevölkerung ist der Gottesdienst nicht mehr das Zentrum des *Gemeindelebens*. Trotzdem scheint er auf einer eher irrationalen Ebene wichtig zu sein, weil er ein Stück weit die Ortsgemeinde konstituiert bzw. die Präsenz der Kirche am Ort markiert und somit auch sicherstellt. Dort, wo man sich am Ort noch kennt, kann der Gottesdienst eine Gelegenheit für sozialen Austausch sein – dies wird auch mit höheren Besucherzahlen honoriert. Hier kann eine *Ortsgemeinde* eine gemeinsame Identität entwickeln. Wo man sich jedoch nicht mehr kennt, besteht auch nicht das Bedürfnis, sich im Gottesdienst zu treffen. An diesem Punkt sind der gesellschaftliche Wandel (etwa in Gestalt erhöhter Mobilität) und die damit einher gehende Aufweichung des Parochialprinzips sehr unmittelbar zu bemerken.

Die traditionellen *Kirchgänger/-innen* erwarten und erhalten nach eigenem Bekunden im Gottesdienst nicht viel Hilfe für ihren Alltag; sie wollen dem Heiligen begegnen. *Jugendliche* bringen zum Ausdruck, dass sie sich langweilen. Sie können das gute Klima, das in den meisten Gottesdiensten herrscht, aber nicht schwerwiegend stören. *Eltern* legen Wert auf den Gottesdienstbesuch ihrer Kinder im Rahmen des kirchlichen Unterrichts, auch wenn der Gottesdienst für sie persönlich keine wichtige Funktion hat. Auf *unregelmäßige Kirchgänger/-innen*, die sich trotzdem einmal in einen traditionellen Sonntagsgottesdienst begeben, kann dieser kopflastig, unsinnlich, pfarrerzentriert und weltfremd wirken – und damit eher abschreckend.

Für die Persönlichkeit der *Pfarrer/-innen* als hauptverantwortliche Gestaltende von Gottesdiensten leisten diese offensichtlich einen identitätsstützenden Dienst. Viele verstehen, so sagen sie, den Gottesdienst als Zentrum ihrer pfarramtlichen Arbeit. Hier fühlen sie sich kompetent und von niemandem konkurrenziert. Sie bereiten sich seriös und aufwändig vor – ein Aufwand, der angesichts der kleinen Teilnehmerschar übertrieben erscheinen kann. Viele versuchen, hohen theologischen Anforderungen gerecht zu werden, Anforderungen, die von der Gemeinde in dieser Art meist gar nicht an sie gestellt werden.

Der Gottesdienst sei ein tragendes Element nicht nur der Gemeinden, sondern der *Kirche* insgesamt, wird gesagt. Wer am Gottesdienst Abstriche mache, säge am

Ast, auf dem die Kirche sitze. In diesem Verständnis ist nicht die Kirche Trägerin des Gottesdienstes, sondern der Gottesdienst Träger der Kirche. Beide Versionen sind in ihrer Ausschließlichkeit wohl falsch. In der Wahrnehmung der Bevölkerung werden Kirchen je länger je weniger mit ihren Gottesdiensten identifiziert.

Beachtenswert sind Hinweise auf die *Ökumene*. Dass die reformierte Kirche so wie viele andere Kirchen Gottesdienste abhält, verbindet sie mit diesen. Dass ihre Gottesdienste eine andere Gestalt haben als die anderer Kirchen, verleiht ihr eine unverwechselbare Identität und bereichert die Vielfalt im ökumenischen Konzert. Schade ist nur, dass, wie sich zeigt, viele Pfarrer/-innen gar nicht wahrnehmen, was in den Gottesdiensten anderer Kirchen geschieht.

Ökumene

Wohl aber nehmen die Pfarrer/-innen wahr, was in der *Gesellschaft* geschieht. Und sie lassen gesellschaftliche Fragestellungen auch in den Gottesdienst einfließen. Meist tun sie dies in prophetischer Absicht, als kritisches Gegenüber für die Gesellschaft. Daneben gibt es auch Gottesdienste mit konservativer Absicht. Wie das zahlenmäßige Verhältnis zwischen gesellschaftskritischen und gesellschaftsstabilisierenden Absichten (und vor allem auch Wirkungen) ist, lässt sich nicht sagen.

Gesellschaft

2.2.7 Musik im Gottesdienst

Über die Funktion und Rolle der Kirchenmusiker/-innen ist aus unseren Dokumenten so gut wie nichts zu erfahren.⁷¹ Sicher ist: Sie haben die von der Pfarrerin / dem Pfarrer meist allein und im Blick auf die Predigt ausgewählten Lieder zu begleiten. Bei den Instrumentalstücken, wo sie mehr Freiheiten genießen, scheinen sie ihre eigenen Vorstellungen zur Geltung zu bringen. Denn es wird festgestellt, dass die Instrumentalmusik, im Unterschied zu den anderen liturgischen Stücken, oft nicht mit den Intentionen der Predigt übereinstimmt. Hier mangelt es an Koordination.

Koordination?

Insgesamt lässt sich sagen, dass der Musik nicht die Aufmerksamkeit gewidmet wird, die sie aufgrund ihrer starken Wirkung verdienen würde. Das hat historische Gründe. Ulrich Zwingli duldet in seinen Gottesdiensten weder Instrumentalmusik noch Gesang.⁷² Alle reformierten Kirchen haben zwar im Laufe der Zeit sowohl Gesang als auch Instrumentalmusik wieder eingeführt.⁷³ Da nach reformiertem Verständnis zwischen Gottesdienst und sonstigem gesellschaftlichem Leben aber nicht kategorisch unterschieden wird, kann der gottesdienstliche Musikgebrauch als „Adiaphoron“⁷⁴ verstanden werden und die Musikpflege gewissermaßen arbeitsteilig auch der Hausgemeinschaft, der Schule⁷⁵ und dem profanen Konzertbetrieb⁷⁶ überlassen werden. Dementsprechend wurde und wird die Musik im reformierten Gottesdienst oft eher als Nebensache und Ornament behandelt.⁷⁷

„Adiaphoron“

Den Beginn einer intensiveren Auseinandersetzung mit der Musik im reformierten Gottesdienst setzt Markus Jenny auf 1955 mit der Gründung des Arbeitskreises für evangelische Kirchenmusik an, aus dem später das Zürcher Institut für Kirchenmusik hervorging.⁷⁸ Seither wird der Ausbildung von Kirchenmusiker/-innen und der Musik im Gottesdienst allgemein größere Aufmerksamkeit gewidmet. Das heißt nicht, dass die Musik im reformierten Predigtgottesdienst nunmehr einen

Neue Aufmerksamkeit

⁷¹ Die Zeitschrift *Musik und Gottesdienst* hat 2001 die Organist/-innen nach der Zusammenarbeit zwischen „Kanzel und Orgelbank“ gefragt (Resultate in MGD Nr. 4, 2001, S. 154 f.). Demnach sind die Musiker/-innen bei der Auswahl der Lieder nur mäßig bis schwach beteiligt. Auf den übrigen Gottesdienst haben sie ohnehin kaum Einfluss. Weiteren Aufschluss verspricht eine beim Verf. in Arbeit befindliche empirische Studie über die Rolle von Kirchenmusik und Kirchenmusiker/-innen im reformierten Gottesdienst.

⁷² U. Knellwolf, 1989, S. 49 f.

⁷³ M. Jenny, 1992, S. 197.

⁷⁴ Vgl. a. a. O., S. 196.

⁷⁵ G. Aeschbacher, 1992, S. 10.

⁷⁶ M. Jenny, 1992, S. 201.

⁷⁷ Vgl. a. a. O., S. 202.

⁷⁸ Ebd. (Schon 1896 war der Schweizerische Kirchengesangsbund gegründet worden). Auch A. Marti sieht in den 1950er-Jahren die reformierte Wertschätzung der Kirchenmusik aufblühen, A. Marti, 1989, S. 10.

gleichermaßen selbstverständlichen Status hätte wie etwa in der lutherischen Messe.⁷⁹ Wo alles tendenziell auf das (Predigt-)Wort konzentriert ist, muss die Musik stets um ihren Stand kämpfen. So beklagt auch Hans-Jürg Stefan „das Fehlen einer im Rahmen der Praktischen Theologie heute (das heißt auch in Bezug auf die so genannten Humanwissenschaften) plausiblen Begründung der Musik in reformierten Gemeinden“, so dass er „eine Standortbestimmung der ‚Musik in der reformierten Kirche‘ bisher vermisst.“⁸⁰ Eine theoretische Reflexion der Kirchenmusik vor dem Hintergrund neuerer theologischer Ansätze (z. B. politische, feministische Theologien) hat auch laut Andreas Marti noch nicht stattgefunden, obwohl der Ansatz beim Menschen und seinen Erfahrungen und die neue Sensibilität für die Schöpfung auch neue Perspektiven für die Musik eröffnen könnten.⁸¹ Es ist also zu erwarten, dass der Musik im reformierten Gottesdienst zunehmend mehr Aufmerksamkeit gewidmet wird. Die wichtige Rolle, die das Gesangbuch im heutigen gottesdienstlichen Leben der Deutschschweizer Reformierten bereits spielt, ist ein Indiz dafür.

2.3 Fazit

Die Hauptverantwortlichen für die Gottesdienste sind in der reformierten Deutschschweiz die Pfarrer/-innen. Unter ihnen gehen die theologischen Auffassungen weit auseinander. Es dürfte darum nicht erstaunen, wenn die Inhalte ihrer Gottesdienste vielfältig sind. Umso erstaunlicher ist es, dass sich trotz großer liturgischer Freiheit ein Konsens über die Gestalt von Gottesdiensten erkennen lässt. Wie kommt es dazu? Haben Liturgiebücher doch eine größere vereinheitlichende Kraft, als ihre Autoren zu glauben wagen? Kaum, denn ihnen wird, wie wir sahen, keine große Autorität zuerkannt. Was mit größter Wahrscheinlichkeit auch nicht der Grund ist, ist ein Traditions- bzw. Geschichtsbewusstsein der Pfarrer/-innen. Denn liturgiehistorische Kenntnisse werden in der Ausbildung kaum erworben. So geraten viele Pfarrer/-innen denn auch etwas in Verlegenheit, wenn sie explizit gefragt werden, was das Wesen des reformierten Gottesdienstes sei.⁸² Es scheint so, dass sie die Struktur ihrer Gottesdienste eher unreflektiert übernehmen, sei es von ihren Lehrpfarrer/-innen bzw. Amtsvorgänger/-innen, sei es aus eigener Erfahrung als Teilnehmende an Gottesdiensten. Als Motiv, an der gottesdienstlichen Struktur nicht viel zu ändern, geben Pfarrer/-innen an, dass sie der Gemeinde Halt und Geborgenheit vermitteln möchten. Als unausgesprochene Motive mögen Unsicherheit bzw. Ängstlichkeit in Bezug auf alternative Formen oder gelegentlich einfach auch Bequemlichkeit hinzukommen.

Konsens

Wohl gibt es Versuche mit alternativen Gottesdiensten. Namentlich Familiengottesdienste, ökumenische Gottesdienste, Gottesdienste mit aktiver Beteiligung von Schüler/-innen, Lob- und Anbetungsgottesdienste werden erwähnt. Solche Versuche sind aber noch rar und finden oft nicht zum Sonntagmorgentermin statt oder sie vermögen dort die Hegemonie des klassischen Predigtgottesdienstes noch nicht zu gefährden. Dies erstaunt auf den ersten Blick, zumal die alternativen Feiern in der Gunst einer Mehrheit der Bevölkerung höher stehen als die traditionellen Gottesdienste und in der Regel auch besser besucht werden als diese. Bei genauerem Hinsehen ergibt sich, dass die alternativen Gottesdienste vor allem die unregelmäßi-

Alternativen

⁷⁹ So A. Marti, 1989, S. 10.

⁸⁰ H.-J. Stefan, 1989, S. 125 f.; hinzuweisen ist allerdings auf die Publikation des Zürcher Instituts für Kirchenmusik, die immerhin einen ersten Schritt zu einer solchen Standortbestimmung darstellt (Institut für Kirchenmusik, 1989).

⁸¹ A. Marti, 1989, S. 13. So auch U. Knellwolf: „Eine theologische Verantwortung der Musik im Gemeindegottesdienst aber blieb aus. ... der Ort der Musik im Gemeindegottesdienst ist bis heute theologielos und einigermaßen illegitim.“ 1989, S. 45.48.

⁸² Auch A. Ehrensperger diagnostiziert bei vielen eine „Orientierungslosigkeit“: A. Ehrensperger, 2000, S. 197. Katholischerseits hat P. M. Zulehner für Einzelne wie für Institutionen in der Gegenwart eine Orientierungskrise diagnostiziert: P. M. Zulehner, 1989, S. 49.

gen Kirchgänger/-innen ansprechen. Und es dürfte der Erfahrung der Liturg/-innen entsprechen, dass aus unregelmäßigen nicht regelmäßige Kirchgänger/-innen werden, wenn häufiger angeboten wird, was ihnen gefällt. Die ‚treuen‘ Teilnehmer/-innen nämlich, die möglichst jeden Sonntag zum Gottesdienst gehen, scheinen das traditionelle Programm zu bevorzugen. Es gibt unter ihnen aber auch solche, denen der Kirchgang unabhängig von der Gestalt des Gottesdienstes wichtig ist und die darum Neuerungen gegenüber offen sind.

Wie dem auch sei: Das Beharrungsvermögen des klassischen Predigtgottesdienstes ist groß, der seit Jahrzehnten erschallende Ruf nach Veränderungen verhallt weitgehend ungehört bzw. wirkt sich auf alternative, nicht aber auf Hauptgottesdienste aus, und die von Emanuel Kellerhals 1973 diagnostizierte Phase der Auflösung der festen gottesdienstlichen Formen⁸³ scheint ohne durchschlagende Wirkung vorübergegangen zu sein. Dass die Formen und liturgischen Strukturen beharrlich sind, darf indessen nicht darüber hinweg täuschen, dass v.a. im atmosphärischen Bereich ein stetiger Wandel im Gang ist. So kann ein Gottesdienst von 2005 einen ganz anderen Eindruck hinterlassen als einer von 1975, weil die Begrüßung herzlicher und persönlicher ist (es gibt inzwischen auch mehr Liturginnen), weil von den Liedern mehr Strophen gesungen werden, weil Kerzen brennen, weil die depressive Stimmung beim Abendmahl mehr Fröhlichkeit und weil die starren Bänke beweglichen Stühlen wichen. Derlei Veränderungen schlagen sich nicht so leicht empirisch nieder, sind aber wohl genauso wichtig für die Wirkung eines Gottesdienstes wie seine Gestalt. Von Beliebtheit in der Gottesdienstpraxis kann jedenfalls keine Rede sein, wohl aber von einer sanften Entwicklung entlang den aus der Vergangenheit wachsenden Linien. Mit dieser Entwicklung wollen wir uns im Folgenden auseinandersetzen.

Beharrung und Wandel

Teil B: Tendenzen

Vorbemerkungen

Das gottesdienstliche Leben ist dynamisch. Jede Bestandesaufnahme beleuchtet nur einen Moment in einer sich vollziehenden Bewegung. Über den Trend der Bewegung, in der sich das gottesdienstliche Leben in der reformierten Deutschschweiz befindet, lässt sich einiges sagen. Wenn wir uns vor Augen halten, in welcher Richtung die Wünsche vor zwanzig Jahren gingen, sehen wir, dass doch Einiges umgesetzt wurde. Andere Umsetzungen stehen noch bevor. Ich betrachte nachfolgend wiederum Zeugnisse aus der reformierten Deutschschweiz seit den 1980er-Jahren und befrage sie auf ihre Tendenz. Vorweg lässt sich sagen, dass die größte Gruppe der Stimmen auf eine mehr oder weniger radikale ‚anthropologische Wende‘⁸⁴ beim Gottesdienst hin zielt. In einer zweiten Gruppe wird deutlicher Widerspruch gegen die ‚anthropologische Wende‘ laut: Der Status quo soll nicht oder nur behutsam verändert werden. Eine dritte Gruppe schwankt zwischen Traditionserhaltung und Innovation, ohne sich entscheiden zu können oder zu wollen.

⁸³ E. Kellerhals, 1973, S. 282.

⁸⁴ Der Begriff ‚anthropologische Wende‘ hat sich zwar eingebürgert, ist aber etwas irreführend. Er will nicht sagen, dass sich nun alles nur um den Menschen und seine Bedürfnisse dreht. Er will der Erkenntnis Ausdruck geben, dass die menschliche Komponente aus allem religiösen Denken und Handeln nicht zu eliminieren ist und auch gar nicht eliminiert werden soll.

1. Die Wende zum Menschen

1.1 Prozesse

1.1.1 Zürcher Disputation 84

Bei der Zürcher Disputation 84 handelte es sich um einen 1984 von der Synode angeregten Prozess, der eine Standortbestimmung der reformierten Zürcher Landeskirche zum Ziel hatte. Das Projekt war breit angelegt; an vielen Orten fanden Veranstaltungen in unterschiedlicher Form statt. Nicht Experten, sondern Kirchenglieder, vorab auch die jüngere Generation und kirchliche ‚Randsiedler‘ sowie Schwesterkirchen waren beteiligt. Unter Anderem kam auch der Gottesdienst zur Sprache.

Anlage

Zu den Eigentümlichkeiten der Zürcher Disputation gehört, dass sie „nicht von theologischen Grundsätzen her über eine Verlebendigung des Gottesdienstes nachdenkt, sondern von der Erfahrung der Lebens- und Gottesdienstwirklichkeit her“.⁸⁵ Der Ergebnisbericht nennt vier Grundtendenzen bei den Wünschen: Mehr Mitverantwortlichkeit der Gemeindeglieder, echte Gemeinschaft im Gottesdienst, ein ganzheitliches Angesprochenwerden und die Verabschiedung des ‚monologisch-autoritären‘ Gottesdienstes.⁸⁶

Grundtendenzen

Unter Mitverantwortlichkeit der Gemeindeglieder (die auch diesbezüglich geschult werden sollen) wird das Erarbeiten von Lesungen, Gebeten und anderen liturgischen Teilen, das Halten von Predigten (einzeln oder im Team), das Verlesen der Mitteilungen, das engagierte Orientieren über den Kollektenzweck und das Berichten von Erfahrungen, Zweifeln, Ängsten und Hoffnungen verstanden. Nach dem Vorbild des Berner Kirchensonntags soll ein jährlicher Laiengottesdienst eingeführt werden. Stärker gemeinschaftsbezogen sollen vor allem die Abendmahlsformen sein (z.B. als Agapen). Mit Musik, Tanz, Theater und Kirchenschmuck sollen künstlerisch begabte Menschen den Gottesdienst ganzheitlicher machen. Alte Gottesdienstformen wie Meditationsfeiern, Osternachtgottesdienste (und andere Feiern nach dem Kirchenjahr), „Stationenwege“ und Tagzeitengebete sollen die Dominanz des klassischen Predigtgottesdienstes aufweichen. Auch neuere Formen wie Team-Gottesdienste, „spontane“ Gottesdienste, charismatische, Dissens-, Dialog-, Fürbitte-, Familien-, Mann/Frau-, Krankensegnungs-, Regional- und Singgottesdienste, Gottesdienste für gross und klein sowie solche am Arbeitsplatz werden vorgeschlagen. Solche Formen sollen den normalen Sonntagsgottesdienst ersetzen oder auch zusätzlich zu diesem angeboten werden.

Mitverantwortlichkeit

Vielfalt der Formen

Vermehrt werden regionale Gottesdienste gefordert, weil dort mehr Freiheit zum Experimentieren vorhanden sei (unbehindert von lokalen Traditionen) und weil die Basis für eine Trägerschaft breiter sei. Die Predigt, die weiterhin eine zentrale Stellung einnehmen soll, bedürfe der Erneuerung: Leitlinien, Entscheidungshilfen, Wissen für das persönliche wie für das öffentliche Leben soll sie bieten. Stellungnahmen zu Zeitfragen sollen Platz haben, aber auch offene Fragen, Ratlosigkeit und Meinungsvielfalt. Das Gespräch mit der Gemeinde soll vor, während oder nach dem Gottesdienst stattfinden und diesen jedenfalls beeinflussen. Der Kirchenchor soll eine stärkere Rolle spielen (als Stütze des Gemeindegesangs und mit eigenen Beiträgen), der Schatz von Symbolen in der christlichen Tradition soll wieder mehr Beachtung finden, die Vielfalt möglicher Gebetsformen (Lob, Dank, Klage, Bitte, Trauer, Schuld, Angst) soll besser ausgeschöpft werden, auch von Gruppen, die Gebete vorbereiten. Mehr Stille und Spontaneität sollen möglich sein. Das Abendmahl soll häufiger, möglichst einmal monatlich, gefeiert werden, in vielfältigen Formen, ohne Entlassung in den Gottesdienst integriert und mitunter auch von Laien geleitet. Die Kirchenmusik soll nicht elitär sein, auch Interpret/-innen, die

Predigt und Leben

Chor

Gebet

Stille

Abendmahl

⁸⁵ Ev.-ref. Landeskirche des Kt. Zürich (Hg.), 1987, S. 296.

⁸⁶ A. a. O., S. 269. Die nachfolgenden Informationen stehen a. a. O., S. 271-293.

nicht dem engeren kirchlichen Bereich zuzurechnen sind, sollen beigezogen werden. Für das Kirchenlied werden neue Impulse erhofft („Entspricht das Bild vom mächtigen, in den Himmeln thronenden Gott-König, wie es in vielen Kirchenliedern gezeichnet wird, unserer Erfahrung?“⁸⁷), neue Sätze, neue Stile, neue Begleitinstrumente werden gefordert.

Musik

1.1.2 Schweizerische Evangelische Synode

Auch die Ergebnisse der Schweizerischen Evangelischen Synode spiegeln den damaligen Zustand der Gottesdienste und die Entwicklungsimpulse. Die Synode war ein der Zürcher Disputation ähnlicher, aber zeitlich und räumlich größer angelegter Prozess. 1981 nahm sie ihren Anfang, 1987 lag der Schlussbericht vor. Beteiligt waren Frauen und Männer (je 50%) aus allen evangelischen Kantonalkirchen, aus Freikirchen, Gemeinschaften und Werken. Gearbeitet wurde auf Synodeversammlungen sowie in Themen- und Arbeitsgruppen. Eines von sieben Themen war der Gottesdienst. Die Arbeitsgruppe, die sich damit befasste, bestand aus Delegierten der teilnehmenden Kirchen, aus Beobachter/-innen anderer Kirchen sowie aus Expert/-innen. Es wurden Diskussionsgrundlagen ausgearbeitet für die Gemeinden, aus denen dann Ergebnisse in die Themengruppe zurückflossen.

Anlage

Die Schweizerische Evangelische Synode machte in ihren „Zwölf Thesen zur Erneuerung des Gottesdienstes“⁸⁸ unter anderem folgende Vorschläge:

Postulate

- Möglichst viele Teilnehmende sollen aktiv am Ablauf beteiligt werden,
- die Verantwortung für den Gottesdienst soll immer wieder bei Gruppen liegen,
- die monologische Form soll abgelöst werden,
- neben festen sollen freie Formen ihr Recht haben (v.a. bei „besonderen Gelegenheiten“),
- die Festzeiten des Kirchenjahres sollen Farbe, Atmosphäre und Thema des Gottesdienstes stärker prägen,
- die Predigt soll auf Dialog und Austausch mit der Gemeinde angelegt sein und Politik nicht ausklammern – Pfarrer und Laien können sich in die Predigt teilen,
- das Abendmahl soll grundsätzlich jeden Sonntag gefeiert werden, und zwar „nicht nur als Anhängsel zur Predigt“,
- tradierte Sprache, Bilder und Symbole sollen ergänzt werden durch Alltagssprache in Gebeten, Liedern und Verkündigung,
- Musik, Gesang, Bewegung und Tanz sollen als Formen der Verkündigung eingesetzt werden,
- die Leiden der Welt sollen durch Gespräch, Fürbitte und Kollekte geteilt werden,
- ein missionarischer, zeugnishafter Dienst mit Blick auf das Reich Gottes soll gefördert werden.

1.1.3 Bündner Zukunftswerkstatt

Im Herbst 1998 lud der Kirchenrat (Kirchenleitung) der Reformierten Landeskirche Graubünden zu einer Zukunftswerkstatt unter dem Thema „Wir wollen die Kirche aktiv gestalten“ ein. Der Einladung folgten über 100 Kirchenglieder. An der Veranstaltung wurden in Gruppen fünf Themenbereiche (Regionalisierung / Gerechtigkeit – Friede – Bewahrung der Schöpfung / Angebote der Kirche / Ökumene / Kirchenbild) nach dem jeweils gleichen Muster behandelt: Kritikphase, Phantasiephase, Umsetzungsphase. In allen fünf Themenbereichen kam auch der Gottesdienst zur Sprache.

Anlage

Aus der Zukunftswerkstatt gingen folgende Visionen für den Gottesdienst hervor:

Postulate

- Eine Regionalisierung der Gottesdienstarbeit könnte stärker bedürfnisorientier-

⁸⁷ A. a. O., S. 292.

⁸⁸ Schweizerische Evangelische Synode, 1986, S. 16-20.

te Angebote möglich machen (Kinder-, Jugend- und Familiengottesdienste) und die Mitarbeit von Freiwilligen fördern. Ausgearbeitete Projekte könnten in mehreren Gemeinden ‚zirkulieren‘.⁸⁹

- Generell sollen die Gottesdienste vermehrt im Team gestaltet und langfristig vorbereitet werden. Gemeindegruppen, Kinder und Jugendliche sollen (Mit-) Verantwortung für Gottesdienste übernehmen.⁹⁰
- Singen, Loben, Freude, Dankbarkeit, Tanz, Berührung, Veränderung, Volksnähe sollen die Gottesdienste kennzeichnen.⁹¹
- Regelmäßig sollen Lob- und Anbetungsgottesdienste, Wochentagsfeiern, ökumenische Gottesdienste und jährlich Osternacht- und Waldweihnachtsfeiern stattfinden. Weitere alternative Gottesdienstformen bzw. liturgische Elemente sollen zum Zug kommen.
- „Alte Gottesdienstformen sind mit Sinn zu füllen – oder wegzulassen.“⁹²
- Dialogisch, lebensorientiert, spannend, vielfältig, spirituell sollen Gottesdienste sein. Auf gemeinsame Vorbereitung und Nacharbeit mit allen Beteiligten und mit der Gemeinde zusammen wird großer Wert gelegt.⁹³

1.2. Strömungen

1.2.1 Feministische Impulse

Immer unüberhörbarer werden auch die Wünsche von feministischer Seite im Bezug auf die Gemeindegottesdienste. Fanden Frauengottesdienste zunächst in separaten Kreisen statt, fordern seit den 1990er-Jahren die Frauen verstärkt ein Wahrnehmen ihres Tuns im Rahmen der Gesamtkirche: „Diese Entwicklung zeugt von einem wachsenden Selbstbewusstsein der Frauen, die ihr Tun nicht als belanglos und nebensächlich, sondern als bedeutsam sowohl für ihr persönliches Leben als auch für das Leben der Gesamtkirche empfinden.“⁹⁴ Im Gottesdienst sollen die Bedürfnisse von Frauen wahrgenommen werden, sollen Frauen ausdrücken können, was sie erleben. Dazu braucht es Gesang, Tanz, Gespräch, Körpermeditation, Rituale, Mahlfeiern, Fürbitte- und Segnungsrunden und vieles Andere mehr. Ein sinnerfülltes, frei bestimmtes Leben soll ermöglicht werden. Das erschüttert die Fundamente: „Christliche Feministinnen wollen nicht nur eine gleichberechtigte Beteiligung, sie wollen eine andere Kirche und eine andere Gesellschaft.“⁹⁵ Das Engagement dieser Frauen hat das Erscheinungsbild der regulären Gemeindegottesdienste gewandelt⁹⁶ und zielt auf weitere Veränderungen.

Bedürfnisse
und
Engagement
von Frauen

Das wünschen sich Frauen von zukünftigen Gottesdiensten:

- Liturgien, in denen sich Frauen durch die Erinnerung an Frauen aus der Geschichte zu Protest gegen Gewalt und zu vollmächtigem Handeln inspirieren lassen;
- Liturgien, die Anlässe aus dem Leben und der Arbeit rituell begehen;
- Liturgien, die den Jahreskreislauf und die Schöpfung feiern;⁹⁷
- eine den Frauen zugängliche liturgische Sprache;
- „Spielen vor Gott“;⁹⁸

Postulate

⁸⁹ Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Landeskirche Graubünden, 1998, S. 7.

⁹⁰ A. a. O., S. 15.

⁹¹ A. a. O., S. 11.

⁹² Ebd.

⁹³ A. a. O., S. 25.

⁹⁴ B. Jeggler-Merz, 2000, S. 355. Vgl. Chr. Müller, 2000, S. 352.

⁹⁵ Zitat aus H. Leistner u. a. (1997), Lass spüren deine Kraft, Gütersloh, 12, bei B. Jeggler-Merz, 2000, S. 359.

⁹⁶ So im Blick auf die katholische und reformierte Kirche in der Schweiz B. Jeggler-Merz, 2000, 361 f.

⁹⁷ A. a. O., S. 365 f.

⁹⁸ Chr. Müller, 2000, S. 341 f.

⁹⁹ A. a. O., S. 347-351.

¹⁰⁰ Ausführlich dazu U. Grumbel, 1997.

- Gemeinschaft trotz Verschiedenheit und Fremdsein;
- Abbau von Hierarchien zugunsten von gleichberechtigter Partizipation;
- Relativierung oder Beseitigung konfessioneller Barrieren vor Ort und darüber hinaus (dritte Welt);
- Sinnlichkeit, Leiblichkeit; Befreiung, Heilung;
- Gestalten von individuellen und überpersönlichen (Lebens-)Zyklen;
- spirituelle und theologische Offenheit ohne Angst vor Unorthodoxem oder vor Synkretismen.⁹⁹
- Eine Abendmahlspraxis frei von Sühnopfertheologie.¹⁰⁰

1.2.2 Charismatische Strömungen

In den letzten dreißig Jahren sind immer wieder charismatische Impulse in den sonntäglichen Hauptgottesdienst eingeflossen, auch wenn sie mehrheitlich in alternativen Gottesdiensten umgesetzt wurden. Arnold Bittlinger beschreibt einen charismatischen Gottesdienst, wie er ihn sich ähnlich auch an Stelle des traditionellen reformierten Predigtgottesdienstes wünscht.¹⁰¹

- Gebetszeiten, in denen alle, die wollen, ihre Anliegen nennen können;
- Zeugnisse von Gemeindegliedern, die nicht nur verbal, sondern auch künstlerisch ausgedrückt werden können;
- Raum für die Teilnehmenden, auf das Dargebotene zu reagieren;
- Handauflegung bei Krankheiten und anderen Nöten;
- Lieder mit rhythmischen Melodien, die auch aus dem Publikum gewünscht werden können;
- spontane Beteiligung der Teilnehmenden an der Musik.

Elemente

In eine ähnliche Richtung zielen die Vorschläge von Walter Hollenweger. Die traditionelle Liturgie benutze eine Sprache, die den meisten Menschen unzugänglich sei.¹⁰² Arbeiten z. B. fehle in der Kirche „ein Beten, das sie als Beten erkennen können; singen, wo sie mitsingen können; ein Tun des Glaubens, wo sie mitmachen können; ein freier Austausch in Gruppen, wo sie etwas zu sagen haben.“¹⁰³ Seine Herkunft aus einer Schweizer Pfingstkirche und seine Erfahrungen in England führen ihn zur Überzeugung, dass theologische Botschaften viel wirkungsvoller durch einen vermehrten Einbezug von Musik und Drama im Gottesdienst vermittelt werden können, mehr noch: erlebbar und fühlbar gemacht werden können.¹⁰⁴ Dabei müssen Berührungsängste mit populärer Musik abgebaut werden, ohne trivial und schwülstig zu werden (Hollenweger nennt als gelungenes Beispiel die Taizé-Musik von Jacques Berthier).¹⁰⁵ „Die Musik ist das Medium geworden, durch das die Zusammengehörigkeit im Leibe Christi ausgedrückt wird.“ Für Theologie und Musik gelte gleichermaßen: „Beginne mit den Gaben der Leute! ... Es ist wichtig, mit dem anzufangen, was vorhanden ist, mit der musikalischen Kultur derer, die wir gewinnen möchten, mit ihren Volksliedern, mit Elementen der U-Musik, die sie kennen ... Es bedeutet, dass wir das, was wir – musikalisch und theologisch – zu sagen haben, in ihrer Grammatik und mit ihrem Wortschatz ausdrücken.“¹⁰⁶ Hollenweger hat zahlreiche Dramatisierungen biblischer Stoffe vorgelegt, die sich jedoch kaum für eine unmittelbare Umsetzung im Sonntagsgottesdienst eignen. Seine Forderungen sind aber durchaus als Visionen auch für den gewöhnlichen Hauptgottesdienst gemeint.

W.
Hollenweger

¹⁰¹ A. Bittlinger, 1980, S. 177.

¹⁰² W. J. Hollenweger, 1990, S. 8.

¹⁰³ A. a. O., S. 10.

¹⁰⁴ A. a. O., S. 5.

¹⁰⁵ A. a. O., S. 7.

¹⁰⁶ A. a. O., S. 11.

1.2.3 Gruppenorientierung

Große Teile des evangelikalen und pietistischen Lagers in den Landeskirchen sind beeinflusst von Entwicklungen im freikirchlichen Bereich, die wiederum stark durch Impulse aus den USA geprägt sind. Und da gehen die Wünsche ziemlich deutlich in Richtung „Zielgruppengottesdienste“. „Kommunikationstheoretisch ist es unmöglich, eine Form für alle zu finden.“¹⁰⁷ Auch der Lutheraner Christian Grethlein bezeichnet das Publikum der konventionellen Gottesdienste als Zielgruppe von Menschen, „die etwa eine Stunde weithin unbeweglich und ruhig sitzen und einer längeren Rede zuhören können.“¹⁰⁸ Er empfiehlt, Zielgruppengottesdienste anzubieten, in diesen aber immer wieder ‚fremde‘ Elemente aus Gottesdiensten für andere Zielgruppen einzubauen, um deren Zusammenhang bewusst zu machen. In der Deutschschweiz dürften es diejenigen Kirchen, die aufgrund sinkender Mitgliederzahlen und Einnahmen in Bedrängnis geraten, sein, die am ehesten zu Zielgruppenangeboten neigen. Ein Beispiel ist die Evangelisch-reformierte Kirche des Kantons Basel-Stadt, deren Pfarrer Roger Rohner nach amerikanischem und deutschem Vorbild mit Zielgruppengottesdiensten mehr Menschen ansprechen will: „Es wird damit der heutigen Entwicklung Rechnung getragen, dass unsere Gesellschaft in immer mehr gesellschaftliche Nischen zerfällt. ... Vor allem im Blick auf das missionarische Wirken einer Gemeinde scheint zielgruppenorientiertes Arbeiten unumgänglich.“¹⁰⁹ Inzwischen machen auch immer mehr nicht-missionarisch gesinnte Pfarrer/-innen Zielgruppenangebote.

Gruppen-
Gottesdienste
Speziali-
sierung

1.3 Zwischenbilanz

In einem kurzen Zwischenhalt soll auf dem Hintergrund der weiter oben geschilderten gegenwärtigen Praxis betrachtet werden, welche der gewünschten Veränderungen inzwischen stattgefunden haben. Zwölf Jahre nach Abschluss des Schweizerischen Evangelischen Synode hat Marianne Périllard, damals als Nicht-Theologin Mitglied der Gottesdienstgruppe, eine Umfrage unter den anderen Mitgliedern der Gruppe gemacht. Die meisten Antwortenden gaben an, dass sich die Gottesdienste in ihrer Gemeinde seit der Synode weiterentwickelt hätten, dass es Fortschritte in fast allen Bereichen gibt – in der Deutschschweiz stärker als in der Westschweiz.¹¹⁰ Périllard vermutet, dass das auch mit der Einführung des neuen Gesangbuchs der Evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz von 1998 zu tun hat.

Einige der zu verzeichnenden Veränderungen sind:

- Die Gottesdienste sind vom Habitus und vom Inhalt her weniger autoritär. Offene Fragen und Meinungsvielfalt haben Platz. Das hat auch mit einer neuen Generation von Theolog/-innen zu tun, die nicht nur anders ausgebildet, sondern schon als Kinder anders erzogen und sozialisiert wurden als frühere Generationen.
- Es findet eine ‚Kasualisierung‘ auch des Sonntagsgottesdienstes statt, indem aktuellen Ereignissen aus dem Alltag von Individuen und Gemeinschaft Raum gegeben wird.
- Frauen, ihre Geschichte, ihre spezifischen Themen werden auch von männlichen Theologen häufiger im Gottesdienst wahrgenommen als früher.
- In allen Teilen des Gottesdienstes hat die Alltagssprache stark zugenommen.
- Es gibt eine zaghafte Tendenz, dass das Abendmahl häufiger gefeiert wird. Von der gewünschten allwöchentlichen Feier ist man aber meistens noch weit entfernt.

¹⁰⁷ C. Grethlein, 1998, S. 14.

¹⁰⁸ Ebd.

¹⁰⁹ R. Rohner, 2000, S. 6.

¹¹⁰ M. Périllard, 1999, S. 333.

- Eine Annäherung zwischen den Konfessionen kann allenfalls in inhaltlicher Hinsicht festgestellt werden. Formal behalten die Traditionen weiterhin ihr konfessionelles Profil.
- Die Art und Zahl der alternativen Gottesdienste hat zugenommen, wenn auch nicht am Sonntagmorgen. Sobald Gottesdienste alternativ sind, spielen konfessionelle Unterschiede keine so große Rolle mehr.
- Der in Zürich 1984 geäußerte Wunsch nach einem jährlichen „Laiensonntag“ (wie ihn andere Kantonalkirchen schon kennen) wurde 2004 erstmals erfüllt. Ob sich hier wirklich eine jährliche Regelmäßigkeit ergibt, muss sich erst zeigen.

Diese Veränderungen sprechen für die Beweglichkeit der Reformierten. Theophil Müller sieht ihre Stärke darin, „von neuen systematisch-theologischen Überlegungen her neue Gottesdienstformen zu suchen.“¹¹¹ Den reformierten Gottesdienst hält er für besonders geeignet, „neue, andere Formen und Inhalte flexibel aufzunehmen“, weil er im Unterschied zu anderen Gottesdiensten weniger einer fest geprägten Tradition verpflichtet ist.¹¹²

Dennoch wurden auch zahlreiche Desiderate nicht umgesetzt. Périllard wollte auch wissen, welche Thesen der Schweizerischen Evangelischen Synode weiterhin wichtig sind. Damit fragte sie nach dem, was noch auf seine Umsetzung wartet. Als die nach wie vor wichtigste der Synode-Thesen betrachtete eine Mehrheit der Befragten jene, die eine stärkere Beteiligung der Laien am Gottesdienst forderte. Dieses Postulat ist tatsächlich erst ansatzweise eingelöst. Ebenfalls weiterhin aktuell ist die Forderung nach Ganzheitlichkeit des Gottesdienstes (alle Sinne sollen angesprochen werden), deutlich mehr bei Deutschschweizer/-innen und Frauen gegenüber Romand/es und Männern. Dass die Gemeinde die Trägerin des Gottesdienstes sein müsse, wurde ebenfalls viel, erstaunlicherweise doppelt so viel von Pfarrer/-innen als von Laien betont. Scheinbar ist die Pfarrerzentriertheit zäher als erwartet. Die an stark strukturierte Gottesdienste gewöhnten Romands wünschten sich mehr Freiheit, die Freiheitsgewohnten Deutschschweizer dafür mehr agendarische Struktur in den Gottesdiensten.¹¹³

Weitere noch nicht oder erst im Ansatz eingelöste Desiderate sind:

- Populärere Kirchenmusik
- Wichtigere Rolle des Kirchenchors
- Mehr Stille und Spontaneität
- Gemeinschaftliche Begegnung mit dem Fremden
- Unorthodoxes, Religions-Übergreifendes
- Für die Gemeinde freies Wort, freies Gebet
- ‚Dramatisierung‘ des Gottesdienstes
- Vielfalt der Abendmahlsformen¹¹⁴
- Häufigere regionale Gottesdienste.

Dass viele Forderungen nur zögerlich umgesetzt werden, mag mit der grundsätzlichen Trägheit liturgischer Entwicklungen zusammenhängen oder auch damit, dass sich gewisse Forderungen als unrealistisch erwiesen haben. Man darf ja die ‚anthropologische Wende‘ nicht dahin gehend missverstehen, dass der Gottesdienst einem Wunschkonzert zu gleichen habe, in dem alle möglichen menschlichen Wün-

Zweifelhaftigkeit von Forderungen

¹¹¹ Th. Müller, 1993, S. 15

¹¹² A. a. O., S. 19

¹¹³ M. Périllard, S. 332. Daran wird auch das bekannte Phänomen deutlich, dass der Mensch gerne das wünscht, was er nicht hat, und das, was er hat, vermisst, sobald er bekommen hat, was er wünschte. Darum zeichnet sich auch die Gottesdienst-Entwicklung nicht nur durch eine Vorwärtsbewegung, sondern auch durch eine sie überlagernde Wellenbewegung zwischen gegensätzlichen Polen aus.

¹¹⁴ In dieser Frage versuchte der Schweizerische Evangelische Kirchenbund 2004 normierend einzugreifen, vgl. Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund, 2004, bes. S. 30-33

sche erfüllt werden. Das wäre nicht nur eine Überforderung des Gottesdienstes, sondern auch eine unkritische Übernahme teilweise zweifelhafter Desiderate.

2. Sowohl als auch

Viele tendieren angesichts der Spannung zwischen Tradition und Innovation zu einem Sowohl-als-Auch. So etwa die *Visitationskommission der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Basel-Landschaft*, die empfiehlt, im Rahmen des Sonntagmorgengottesdienstes solle nicht zu viel experimentiert werden, damit Konstanz und Vertrautheit gewährleistet bleiben. Ausserhalb dieses Rahmens sollen sich Zielgruppengottesdienste aber „ungehindert entfalten“ können.¹¹⁵

Basel-
Landschaft

Die Autoren des *Visitationsberichts 1996/97 der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons St. Gallen* empfehlen der Kirche, dass sie „traditionelle Elemente im Sonntagsgottesdienst bewusst pflegt; Abschied nimmt vom einen ‚Gottesdienst für alle‘ und neue, auch auf besondere Interessen eingehende Formen fördert; Veränderungen verständlich und sorgfältig einführt.“¹¹⁶

St. Gallen

Ähnlich äußert sich eine *Arbeitsgruppe des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes* in einer Broschüre zum Thema ‚Pluralismus in der Kirche‘. Um Pluralismus zu gewährleisten, dürften Geistliche nicht mehr von der Kanzel „eine nicht hinterfragbare Wahrheit“ verkünden. In „mehrstimmigen Gottesdiensten“ könnten Verkündigende und Hörende ihre je eigene Erkenntnis zu einem Bibelabschnitt beitragen.¹¹⁷ Sogleich finden wir auch hier eine Relativierung: „Gottesdienste haben allerdings außer der Wahrheitssuche weitere wichtige Funktionen. Sie sind Gemeinschaftsorte, wo Motivation, Bestärkung, Trost, Angenommensein erfahren werden. Sie sind auch Kult, wo Begegnung mit Gott, Lob und Anbetung stattfinden. Wer zu einem Gottesdienst kommt, sucht kaum zuerst die Diskussion.“¹¹⁸

Kirchenbund

In all diesen Stimmen kommt das Dilemma zum Ausdruck, dass zwar die nüchterne Tradition des reformierten Gottesdienstes weitergeführt werden soll, dass aber trotzdem die Wende hin zum Menschen ernst genommen werden will, was nicht zuletzt mehr Sinnlichkeit und weniger Nüchternheit im Gottesdienst bedeutet.

Andreas Marti kommt in diesem Spannungsfeld zu einer eigenwilligen Lösung. Er unterscheidet Liturgien bzw. liturgische Stücke nach ihrem Weg- bzw. Raum-Charakter. Als typisches Beispiel für eine Weg-Liturgie nennt er die Zürcher Liturgie von 1969 mit ihren Stationen Sammlung, Anbetung, Verkündigung, Fürbitte und Sendung. „Das führt im Gottesdienstverständnis zu einem Überwiegen der Verlaufsdimension, des Linearen, Prozesshaften.“¹¹⁹ Dies entspreche dem Empfinden der Moderne mit ihrem Bedürfnis nach Rationalität, Verständlichkeit und Durchschaubarkeit, wie Marti im Anschluss an D. Pollack meint.¹²⁰ Diesem Konzept stellt Marti jenes gegenüber, das er vor allem, aber nicht nur, in Frauengottesdiensten entdeckt: das Raum-Konzept. Dort gehe es nicht um eine linear fortschreitende, sondern um eine kreisende, räumliche, verweilende Erlebnisweise: „Lebens-Raum, in dem ‚Heil‘ oder ‚Heilung‘ erfahren werden kann.“¹²¹ In solchen Gottesdiensten kann es zu „einer Art Trance“ kommen: „Alles ist nun möglich, alles kann irgendwie eingebracht und eingebaut werden, alles findet Raum in einer postmodern-pluralistischen Buntheit oder gar Beliebigkeit.“¹²² Marti glaubt aber, dass die beiden Konzepte sich nicht gegenseitig ausschließen. „Weder das Raum- noch das Weg-Konzept in Reinkultur vermögen den Gottesdienst heute zu tragen. Ebensowenig dienlich ist ein unreflektiertes Ineinander beider. Unverzichtbar ist die

Weg und
Raum

¹¹⁵ Visitationskommission der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Basel-Landschaft (Hg.), (1996), S. 33.

¹¹⁶ Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons St. Gallen, 1998, S. 88.

¹¹⁷ Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund, 1999, S. 46.

¹¹⁸ A. a. O., S. 47.

¹¹⁹ A. Marti, 2000, S. 180.

¹²⁰ A. a. O., S. 181.

¹²¹ A. a. O., S. 182.

¹²² A. a. O., S. 188.

Vorstellung des Weges. Sie entspricht der geschichtlichen, linearen Prägung der jüdisch-christlichen Tradition. Unverzichtbar ist aber auch die Beachtung des Raumes, wenn der Glaube nicht raumlos, ortlos, körperlos werden und die irdische Realität verlieren will. ... Das bedeutet, in einer ‚Weg-Liturgie‘ Räume zu öffnen, in denen die Menschen verweilen können, bedeutet, innezuhalten, ohne die Richtung des Weges aus den Augen zu verlieren. Das bedeutet umgekehrt, eine ‚Raum-Liturgie‘ nicht der Beliebigkeit des Umherschweifens preiszugeben, bedeutet, Strukturen und Orientierungspunkte zu schaffen, die eine gemeinsam verantwortete Bewegung im Raum ermöglichen, ohne deswegen die Menschen gleich wieder einzuengen oder gar zu manipulieren.“¹²³ Die richtige Mischung der Elemente erfordert von den Liturg/-innen „theologisch-pastorale Verantwortung“ und „gesteigerte Sensibilität“.¹²⁴

Es sieht im Moment nicht so aus, als würde der Trend in die von Marti gewünschte Richtung einer Integration spannungsvoller Elemente in ein und denselben Gottesdienst gehen. Die meisten Gemeinden, so zeigt der Befund, fahren auf zwei Gleisen. Einerseits soll der sonntägliche Hauptgottesdienst eher konservativ auf der Linie der Tradition fahren, andererseits sollen Spezialgottesdienste die vom Hauptgottesdienst unberücksichtigten Bedürfnisse abdecken.

Zweigleisige
Strategie

Teil C: Kommentierte Bilanz

1. Zwingli und die Folgen

Man merkt unseren Gottesdiensten ihre Herkunft aus der Zürcher Reformation immer noch an. Zwinglis Anliegen war es, mündige Christen heranzuziehen, die aufgrund eigener Bibelkenntnis selber Entscheidungen treffen können. Damit nichts von der biblischen Botschaft ablenkt, entfernte er alle Bilder aus der Kirche und ließ im Gottesdienst auch sonst nichts zu, was die Sinne anspricht. Der Pfarrer als der Gebildete in der Gemeinde trat quasi als Lehrer auf, sodass die Gottesdienste wie Schulstunden anmuteten. Im Lichte der Bibel sollte das Alltagsleben beleuchtet werden, sodass die Menschen Gott wohlgefällig leben können. Weltfremd wollte Zwingli gar nicht sein! Seine Gottesdienste waren ein großer Fortschritt und eine richtige Antwort auf die Notwendigkeiten der damaligen Zeit.

Mündigkeit
und Pädago-
gisierung

Noch heute konzentriert sich der reformierte Gottesdienst auf die Predigt, die umrahmt ist von Gebeten, Liedern und Lesungen, welche alle thematisch auf die Predigt abgestimmt sind. Inhaltlich ist keiner dieser Teile festgelegt, aber in einzelnen Gemeinden werden gewisse Texte von Sonntag zu Sonntag wiederholt. Eine gesamtschweizerische inhaltliche Gemeinsamkeit ist einzig das gemeinsam gesprochene Unser Vater, und auch das erst seit wenigen Jahren.

2. Kritik von allen Seiten

Es darf uns nicht erstaunen, dass diese Art von Gottesdienst heute kritisiert wird. Wir haben Mühe, einer langen Predigt aufmerksam zu folgen, denn wir sind an das Kurzfutter der Massenmedien gewöhnt. Und verwöhnt sind wir von den neuen multimedialen Möglichkeiten, die neben dem Verstand auch Herz und Hand, Auge und Nase ansprechen. Als inzwischen mündig gewordene Christen bekunden

¹²³ A. a. O., S. 188 f.

¹²⁴ A. a. O., S. 190.

viele auch Mühe mit ihrer passiven Rolle im Gottesdienst. Allerdings wird Gemeindebeteiligung oft nur gefordert – wenn dann konkret eine Möglichkeit geschaffen wird, sind Mitarbeitende schwer zu finden. Aber in diesem Punkt wie auch in allen anderen bestätigen Ausnahmen die Regel.

Deutlich hörbar sind in den letzten Jahrzehnten die kritischen Stimmen von Frauen. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, das patriarchale Erbe unserer Gottesdienste abzutragen und sie ganzheitlicher zu machen. Es bleibt aber noch viel zu tun. Charismatische Kreise fordern mehr Spontaneität und populärere Musik. Evangelikale wollen Zielgruppengottesdienste.

Neben den Kritischen gibt es aber auch solche, die den hergebrachten Gottesdienst bewahren wollen. Es sind diejenigen Kreise, die sich bisher wohl gefühlt haben oder die sich keine Alternativen vorstellen konnten. Nicht zu leugnen ist indessen, dass diese Kreise kleiner werden.

Unterschiedliche Ziele

3. Vielfältige Erwartungen

In den Gottesdiensten soll Verkündigung geschehen, und zwar so, dass sie relevant ist für das Alltagsleben. Aber was ist Gegenstand dieser Verkündigung? Das ist offen. Denn eine Ineinssetzung der Bibel mit Gottes Wort, wie sie zu Zwinglis Zeiten noch selbstverständlich war, würde heute von den meisten Kirchengliedern als Biblizismus verworfen. Was soll dann verkündigt werden? Die Bibel als Gegenstand historisch-kritischer Forschung? Wird das lebensrelevant? Oder gar nicht die Bibel? Ist das dann noch reformiert?

Bibel

Weitere Schwierigkeiten kündigen sich an anderen Stellen an. Nicht nur die Vernunft, auch die Sinne sollen angesprochen werden, insbesondere über die Musik. Dabei existiert aber keine theologische Grundlage für die Verwendung der Musik im reformierten Gottesdienst.¹²⁵ Neue Gottesvorstellungen sollen aufgenommen werden. Wo aber ist die Grenze zur Beliebigkeit? Freiheit soll gepredigt und liturgisch ausgeübt werden, aber bitte ja nicht als „Herumexperimentiererei“. Wo die Grenzen sind, wird nicht gesagt. Die Gemeinde soll beteiligt werden, aber ja nicht auf Kosten des hohen Niveaus. Tradition soll gepflegt werden, ohne die Innovation zu vergessen, aber bitte nur, wenn beides hilfreich ist. Was nun, wenn das Eine dem Einen, das Andere dem Anderen hilft? Was, wenn wieder Andere zum Spagat zwischen Tradition und Innovation raten, nochmals Andere zu einer Synthese?

Widersprüche

Weil dies alles so schwierig ist, werden allseits die Verantwortung, die Kompetenz und Kreativität der Liturginnen und Liturgen angemahnt.

4. Verunsicherte Liturg/-innen

Was machen die Liturg/-innen mit diesen hohen Ansprüchen? Sie bringen es fertig, erstaunlich genug, einen unausgesprochenen Konsens zu finden über die Gestalt des reformierten Gottesdienstes. Mit diesen Gottesdiensten sprechen sie zwar nur eine kleiner werdende Kerngemeinde an und handeln sich den Vorwurf einer weltfremden, autoritären Einpersonen-Show ein. Sie geben sich Mühe, ihre Texte anhand der vorgegebenen Struktur selber zu formulieren und merken, dass Aufwand und Wirkung in einem miserablen Verhältnis stehen. Daneben organisieren sie mit noch mehr Aufwand alternative Gottesdienste zu alternativen Zeiten. Das gibt viel Arbeit.

Aufwand

Gewiss, es gibt auch unbegabte und faule Liturg/-innen. Aber es gilt zu akzeptieren, dass viele der krisenhaften Symptome des gottesdienstlichen Lebens nicht diesem selber, sondern gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen zuzuschreiben sind. Zu nennen ist hier zunächst die neue Mobilität der Leute. Zusammen mit der rasanten Erhöhung des Angebots im religiösen und allgemein im kulturellen

Gesellschaftliche Bedingungen

¹²⁵ Vgl. immerhin die Ansätze in: Institut für Kirchenmusik, 1989.

Bereich führt das zu einer Verkleinerung des Publikums bei herkömmlichen Veranstaltungen. Überhaupt lösen sich im gesellschaftlichen Bereich die Strukturen der Ortsgemeinde langsam auf, die Menschen pflegen ihre Beziehungen je länger je weniger aufgrund geographischer Gegebenheiten. Da darf es nicht wundern, dass der Gemeindegottesdienst bröckelt. Das heißt auch, dass Gottesdienste in früherer Zeit keineswegs von besserer Qualität gewesen sein müssen als heute. Ihr Publikum war ihnen mehr oder weniger sicher; und es war weniger kritisch als heute. Dass die Menschen heute kritisch sind, haben sich die Reformierten überdies selbst zuzuschreiben, indem sie die Mündigkeit des Einzelnen förderten. Jetzt entscheiden die Leute in ihrer Mündigkeit, ob sie in einen Gottesdienst gehen oder nicht, ob sie ihn gut finden oder nicht. Und sie müssen von Seiten der Kirche immer neu überzeugt werden, dass ihr Angebot gut und hilfreich ist. Eigentlich sollte uns das freuen!

5. Lösungswege

Vieles ist schon getan worden, um die neuen, vielfältigen Ansprüche zu erfüllen. Seit den 1960er-Jahren hat in der reformierten Deutschschweiz die gottesdienstliche Vielfalt zugenommen. Am Sonntagmorgen bekommt der Predigtgottesdienst zwar erst durch gelegentliche Familiengottesdienste und ökumenische Gottesdienste Konkurrenz. Aber zu anderen Zeiten werden zunehmend mehr alternative Formen angeboten: Frauengottesdienste, Segnungsfeiern, Thomasmessen sowie Zielgruppengottesdienste für Alters-, Milieu-, Betroffenheits- und Frömmigkeitsgruppen.

Alternative
Formen

Wer indessen ausschließlich die Ansprüche von Zielgruppen bedient, fördert und zementiert damit den Zerfall der Gesellschaft in diskrete Segmente. Die Landeskirchen müssen sich darüber klar werden, dass es zu ihren Pflichten gehört, am Zusammenhalt der Gesellschaft zu arbeiten und Veranstaltungen anzubieten, in denen sich Menschen mit unterschiedlichem sozialem Hintergrund treffen. Im Moment empfiehlt sich nach meiner Meinung für die reformierte Volkskirche eine zweigleisige Strategie, wie sie an vielen Orten schon verfolgt wird.¹²⁶ Es braucht ein Nebeneinander von in sich vielfältigen ‚Regelgottesdiensten‘ (v. a. am Sonntagmorgen) und alternativen Sonderformen. Die Spezialgottesdienste sollten nicht nur avantgardistische, sondern auch herkömmliche Frömmigkeitsstile pflegen. Denkbar ist auch, einige Male im Jahr ein Dorfkirchenfest zu veranstalten, das für alle etwas bietet und die wünschbaren Begegnungen über Milieu- und Altersgrenzen hinweg ermöglicht. Das würde es erlauben, den Sonntagsgottesdienst auch als Zielgruppengottesdienst zu gestalten, was er de facto vielerorts bereits ist. Das alles ist mit großem Aufwand verbunden. Die einzelne Pfarrperson bzw. Kirchgemeinde ist damit überfordert. Besonders für die Spezialgottesdienste empfiehlt es sich daher, übergemeindlich zusammen zu arbeiten.

Zielgruppen-
Angebote

Für die einzelnen Liturg/-innen ergibt sich als zentrale Herausforderung, dass sie über den Pluralismus in ihren Gemeinden wachen müssen (gemeinsam mit den Behörden). Jedem Gemeindeglied muss ermöglicht werden, in einem erreichbaren Umfeld eine vielfältige Spiritualität zu pflegen und sich in der Auseinandersetzung mit Fremdem weiter zu entwickeln.

6. Deregulierte Spiritualität

Die Postmoderne hat es mit sich gebracht, dass Christen vielerlei spirituelle Bedürfnisse entwickeln. Da gibt es für die Kirchen noch einiges zu tun; denn die bisherige Gottesdienstpraxis wird der vielfältigen Spiritualität in der Bevölkerung noch bei weitem nicht gerecht. Ich nenne hier nur ganz skizzenhaft einige Gestalten

¹²⁶ So auch H. Kerner, 1995, S. 973

heutiger Frömmigkeit und deren mögliche Konsequenzen für den Gottesdienst,¹²⁷ um bewusst machen, dass es hier noch Lücken gibt.

a) Ekstase, das Ausleben von Gefühlen.

Im Gottesdienst sollen Gefühle zum Ausdruck gebracht werden können; die Zugehörigkeit zum guten, bergenden Gott möchte ekstatisch und ohne formale Einschränkung ausgelebt werden, aber auch Ängste wollen ausgedrückt werden, Trost soll gespendet werden.

Gefühle

b) Gehorsam gegenüber Gott, das Einhalten von Regeln.

Im Gottesdienst sollen die Richtlinien Gottes verkündet werden; mit korrekten, gleich bleibenden Ritualen möchte Gehorsam ausgedrückt und zeitlose Sicherheit erfahren werden. Richtiges Verhalten will gelobt, falsches soll getadelt werden.

Regeln

c) Das Pflegen der Freundschaft mit Gott und mit den Menschen.

Im Gottesdienst sollen Gottes Großzügigkeit und Vergebung zum Ausdruck kommen können. Gottes begleitendes Dabeisein mit der Gemeinde muss zur Darstellung kommen. Gefühle der verschworenen Gemeinschaft stehen im Vordergrund.

Freundschaft

d) Unabhängiger, selbstverantwortlicher, tatkräftiger Einsatz für Projekte.

Im Gottesdienst sollen Schritte im Blick auf gemeinsame Ziele und Projekte unternommen werden. Das Gefühl der Verantwortung, das Vertrauen in die eigene Tatkraft herrscht hier vor.

Engagement

e) Begegnung mit dem Fremden, Neugier auf Ungewohntes, auch Widersprüchliches.

Neugier

Im Gottesdienst soll Begegnung mit dem Fremden möglich sein – mit dem Fremden an Gott, an den Mitmenschen, der Natur. Vorherrschend sind hier Neugier, Buntheit, Abwechslung.

f) Mystisches Aufgehen im großen Ganzen.

Im Gottesdienst braucht es dazu meditative Elemente, die Versenkung ermöglichen: Stille, ruhige Musik, langsame Tänze.

Versenkung

Nach meiner Einschätzung kommen in unseren herkömmlichen Gottesdiensten vor allem Typ b und Typ e zum Zug, bei den anderen Typen gibt es Nachholbedarf. Den Menschen die Entfaltung ihrer vielfältigen Spiritualität zu ermöglichen, ist für die Liturg/-innen ein grosser persönlicher Gewinn, weil sie dabei immer wieder selber neue Dimensionen des Glaubens erkunden können.

Defizite

7. Umgang mit Vielfalt

Ein mündiges Individuum muss sich „transversal“ (Wolfgang Welsch¹²⁸) durch die Vielfalt der Frömmigkeiten bewegen können. Dann wird Vielfalt als Reichtum erfahren und nicht mehr als Bedrohung. Die Gottesdienste, die das postmoderne Individuum besucht, dürfen in sich vielfältig sein, oder sie sollten, wenn in sich einheitlich, ergänzt werden durch alternative Gottesdienste oder durch andere kirchliche Angebote (Erwachsenenbildung, Gemeindefeste usw.). In sich einheitliche Gottesdienste wären dann allerdings nicht ‚Zielgruppengottesdienste‘, sondern ‚Zielinteressengottesdienste‘. Denn das mündige Individuum in der Postmoderne lässt sich nicht homogenen Zielgruppen zuteilen. Es will aber gelegentlich gezielt einzelne seiner Interessen wahrnehmen, und zwar zusammen mit anderen vielfältig

Wechselnde
Interessen

¹²⁷ Meine Formulierungen lehnen sich an Stufentheorien der Glaubensentwicklung an, vgl. Fritz Oser, Paul Gmünder: Der Mensch – Stufen seiner religiösen Entwicklung. Gütersloh 1996; Fowler James W.: Stufen des Glaubens. Gütersloh 2000. Während die genannten Autoren glauben, dass ein Mensch in seiner Entwicklung bestimmte Frömmigkeitstypen nacheinander durchschreitet und mit einem neuen den vorherigen ablegt (sie sprechen daher von Stufen), vertrete ich die Ansicht, dass ein Mensch sich idealerweise verschiedene Frömmigkeitstypen aneignet, ohne die vorherigen abzulegen; vgl. Th. Bornhauser, 2002, S. 138-140.

¹²⁸ Vgl. das Kapitel ‚Transversale Vernunft‘ in: Wolfgang Welsch: Unsere postmoderne Moderne. Weinheim 1991, S. 295-318. Transversalität bezeichnet die Fähigkeit, sich je nach Bedarf über die Grenzen von Milieus, Sprachspielen oder etwa auch Denkparadigmen hinweg bewegen zu können.

interessierten Menschen. Der charismatische Gottesdienst bietet dann die Ekstase; der Predigtgottesdienst die Belehrung; die Agapefeier die Freundschaft; das politische Nachtgebet die Aktion; die interreligiöse Feier die Begegnung mit dem Fremden; die meditative Tanznacht die Mystik.

Voraussetzung wäre für jeden Einzelnen eine ‚liturgische Mehrsprachigkeit‘¹²⁹: das selbstverständliche Beherrschen und Praktizieren mehrerer liturgischer ‚Sprachen‘. So käme es dann im Gottesdienst darauf an, „die dort aus den unterschiedlichsten Motiven versammelten Menschen nicht von einer bestimmten Option zu überzeugen, sondern die Verschiedenartigkeit bestimmter christlicher Sichtweisen bewusst zu artikulieren und nebeneinander wirken zu lassen.“¹³⁰

„Mehrsprachigkeit“

8. Mut zur reformierten Einseitigkeit!

Die Deutschschweizerische Liturgiekommission hält in ihrem ‚Profil des reformierten Gottesdienstes‘¹³¹ fest, dass die reformierte Kirche mehr suchend als habend sei. Sie dürfe darum ihren Gliedern Denkprozesse, offene Fragen, Ratlosigkeit und Unsicherheit zumuten. Reformierter Glaube, so die Kommission, sei mehr prophetisch als priesterlich. Darum müsse der reformierte Gottesdienst mehr kritisch als kultisch, mehr innovativ als sichernd, mehr herausfordernd als tröstend sein.

Reformiertes Profil

Wir leben in der Schweiz in einer ohnehin stark von den Reformierten geprägten Kultur (das wirkt sich übrigens auch auf die katholischen Gegenden aus!). Die Reformation zielte von Beginn an auf die Mündigkeit des einzelnen Menschen ab (darum auch der Bildungscharakter der Gottesdienste). Erwachsene brauchen weniger Geborgenheit als Kinder. Der reformierte Gottesdienst will die Teilnehmenden als mündige Christen wahrnehmen, denen man Schwieriges, Irritierendes und eine große Selbstverantwortung zumuten darf und soll. Das war und ist ein progressiver Ansatz, der mit Risiken, Einseitigkeiten und vielen Anstrengungen¹³² verbunden ist. Aber die Christenheit besteht ja nicht nur aus den Reformierten. In ökumenischer Verbundenheit können wir uns von den anderen Konfessionen und ihren Gottesdiensten ergänzen lassen. Wir Reformierten sollten Mut zum Aufbruch in neue Dimensionen von Theologie und Liturgie haben. So leisten wir unseren Beitrag zur Zukunftsfähigkeit des Christentums.

Zumutungen

Literatur

- Gerhard Aeschbacher: Zwingli und die Musik im Gottesdienst. In: Heiko A. Oberman, Ernst Saxer, Alfred Schindler und Heinzpeter Stucki (Hg.), Reformiertes Erbe. Festschrift für Gottfried Wilhelm Locher zu seinem 80. Geburtstag, Bd. 1, Zürich 1992, S. 1-11.
- Hartmut Becks: Der Gottesdienst in der Erlebnisgesellschaft. Zur Bedeutung der kulturosoziologischen Untersuchung Gerhard Schulzes für Theorie und Praxis des Gottesdienstes. Waltrop 1999.
- Teresa Berger: Sei gesegnet, meine Schwester. Frauen feiern Liturgie. Geschichtliche Rückfragen – praktische Impulse – theologische Vergewisserungen. Würzburg 1999.
- Peter Bernoulli u.a. (Hg.): Ökumenischer Liederkommentar zum Katholischen, Reformierten und

¹²⁹ Der Begriff wird hier in einem weiter gehenden Sinn verstanden als etwa von P. Cornehl, 1976, S. 500 oder T. Berger, 1999, S. 181 f., 223 f.

¹³⁰ H. Becks, 1999, S. 344.

¹³¹ <http://www.liturgiekommission.ch/Profil.htm>

¹³² Gemäß Karl-Fritz Daiber verlangt Pluralismus als Werthaltung „tolerantes Umgehen miteinander, verständnisvolle Suche nach Kompromissen und die Bereitschaft zum Diskurs über Grundüberzeugungen ... Eine derartige gesellschaftliche und kirchliche Praxis ist allerdings in hohem Maße anstrengend.“ Karl-Fritz Daiber, 1997, S. 152.

- Christkatholischen Gesangbuch der Schweiz. Freiburg CH, Basel, Zürich 2000 ff.
- Anselm Bilgri: Die Vermittlung befreiender Gottesbilder im Gottesdienst. Überlegungen zur Verkündigung der christlichen Heilsbotschaft in der Postmoderne. In: Ders. / Bernhard Kirchgessner (Hg.): *Liturgia semper reformanda*, FS für Karl Schlemmer, Freiburg i.B. 1997, S. 223-233.
 - Arnold Bittlinger: Eine neue Gottesdienstform – auch bei uns. In: *Musik und Gottesdienst* 34. Jg. 1980, S. 177.
 - Thomas Bornhauser: Gott für Erwachsene. Ein Konzept kirchlicher Erwachsenenbildung im Zeichen postmoderner Vielfalt. Stuttgart ³2002.
 - Thomas Bornhauser: Gottesdienst und Vielfalt. In: *Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie* 42. Bd. 2003, S. 35-48.
 - Raphaël Broquet: Anhang: Umfrage und Daten. In: Roland J. Campiche (Hg.): *Die zwei Gesichter der Religion. Faszination und Entzauberung*. Zürich 2004, S. 309-395.
 - Manfred Bruhn (Hg.): *Ökumenische Basler Kirchenstudie. Ergebnisse der Bevölkerungs- und Mitarbeiterbefragung*. Basel 1999.
 - Manfred Bruhn, Albrecht Grözinger: *Kirche und Marktorientierung: Impulse aus der Ökumenischen Basler Kirchenstudie. Praktische Theologie im Dialog* Bd. 20, Freiburg i.B. 2000.
 - Bruno Bürki: Gottesdienst im reformierten Kontext. In: Karl-Heinrich Bieritz / Hans-Christoph Schmidt-Lauber / Michael Meyer-Blanck (Hg.): *Handbuch der Liturgik. Liturgiewissenschaft in Theologie und Praxis der Kirche*. Leipzig / Göttingen 2003³, S. 160-171.
 - Peter Bukowski: Eine große Chance. Gespräch mit dem Moderator des Reformierten Bundes, D. Peter Bukowski, über die Vorlage der ‚Reformierten Liturgie‘. In: *Reformierte KirchenZeitung* 10/1998, S. 444-445.
 - Roland J. Campiche (Hg.): *Die zwei Gesichter der Religion. Faszination und Entzauberung*. Zürich 2004.
 - Peter Cornehl: Homiletik und Konziliarität. In: *Wissenschaft und Praxis in Kirche und Gesellschaft* 65. Jg. 1976, S. 490-506.
 - Karl-Fritz Daiber: *Religion in Kirche und Gesellschaft. Theologische und soziologische Studien zur Präsenz von Religion in der gegenwärtigen Kultur*. Stuttgart 1997.
 - Christoph Dinkel: Was nützt der Gottesdienst? Eine funktionale Theorie des evangelischen Gottesdienstes. Gütersloh 2000.
 - Klaus Douglass: Gottesdienste für Kirchendistanzierte. Einer der kommenden Megatrends in der Kirche? In: *idea Dokumentation* 5/2000, S. 3-11.
 - Alfred Dubach, Roland J. Campiche (Hg.): *Jede(r) ein Sonderfall? Religion in der Schweiz. Ergebnisse einer Repräsentativbefragung*. Zürich u. a. 1993.
 - Alfred Ehrensperger: Erneuerung des Gottesdienstes – Utopie oder Hoffnung? Gedanken zum Gottesdienstverständnis der Disputation 84. In: *Musik und Gottesdienst* 42. Jg. 1988, S. 118-126.
 - Alfred Ehrensperger: *Gottesdienst. Visionen – Erfahrungen – Schmerzstellen*. Zürich 1988.
 - Alfred Ehrensperger: Wir feiern Gottesdienste – wie erleben wir sie? In: Bürki Bruno u. a.: *Gottesdienst feiern*. Zürich 1993, S. 9-34.
 - Alfred Ehrensperger: Einführung in die Gottesdienstordnungen im neuen Gesangbuch für die reformierte, deutschsprachige Schweiz. Liturgiegeschichtliche Bemerkungen. In: *Gottesdienst. Unterlagen für die Kapitels-Seminare 1998*, hg. vom Beauftragten für die Aus- und Weiterbildung der Pfarrerrinnen und Pfarrer der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich. Zürich 1998, S. 1-4.
 - Alfred Ehrensperger: Die Gottesdienstreform der evangelisch-reformierten Zürcher Kirche von 1960-1970 und ihre Wirkungsgeschichte. In: Bruno Bürki, Martin Klöckener (Hg.): *Liturgie in Bewegung. Actes du Colloque Renouveau des Eglises en Suisse au XXe Siècle, 1-3 mars 1999*, Université de Fribourg Suisse. Freiburg, Schweiz 2000, S. 192-205.
 - Evangelisch-reformierte Kirche des Kantons Basel-Landschaft: *Gesamtbericht über die Kirchenvisitation 1962/1963*, verfasst von Dr. theol. h.c. Ernst Zeugin, o.O. 1968.
 - Evangelisch-reformierte Kirche des Kantons Basel-Landschaft: *Baselbieter Kirche unterwegs. Visitation der Reformierten Kirche Baselland 1974-1978, Auswertungsbericht*, o.O. 1978.
 - Evangelisch-Reformierte Landeskirche des Kantons Zürich (Hg.): *Zürcher Disputation 84. Ergebnisse; Beiträge zur Standortbestimmung und Erneuerung unserer Kirche*. Zürich 1987.
 - *Evangelisches Gottesdienstbuch. Agende für die Evangelische Kirche der Union und für die Vereinigte Evangelisch-Lutherische Kirche Deutschlands*. Berlin 1999.
 - Jörg Ferkel, Reto Stadler: *Kirchen An – & Ein – Sichten. Resultate einer Repräsentativbefragung der stimmberechtigten Mitglieder der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Basel-Landschaft*. Liestal 1996.
 - Jörg Ferkel, Reto Stadler: *Kirche heute! – Kirche morgen? Visitationsbericht 1996/97 der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons St.Gallen*. St. Gallen 1998.

- Gesangbuch der Evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz. Basel/Zürich 1998.
- Christian Grethlein: Pro & Kontra Zielgruppengottesdienste. In: praxis 3/1998, S. 14.
- Ute Grümbel: Abendmahl: „Für euch gegeben?“ Erfahrungen und Ansichten von Frauen und Männern. Anfragen an Theologie und Kirche. Stuttgart 1997.
- Walter J. Hollenweger: Musik und Liturgie im Dienst der Versöhnung. In: Musik und Gottesdienst 44. Jg. 1990, S. 5-14.
- Institut für Kirchenmusik der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich (Hg.), in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Arbeitskreis für Evangelische Kirchenmusik: Musik in der evangelisch-reformierten Kirche. Eine Standortbestimmung. Zürich 1989.
- Birgit Jeggler-Merz: „Liturgie und Frauenfrage“ oder: Frauen-Liturgien als zeitgenössischer Beitrag zur Vielfalt gottesdienstlichen Lebens der Kirche. In: Bruno Bürki, Martin Klöckener (Hg.): Liturgie in Bewegung: Actes du Colloque Renouveau des Eglises en Suisse au XXe Siècle, 1-3 mars 1999, Université de Fribourg Suisse. Freiburg, Schweiz 2000, S. 354-370.
- Markus Jenny: Reformierte Kirchenmusik? Zwingli, Bullinger und die Folgen. In: Heiko A. Oberman, Ernst Saxer, Alfred Schindler und Heinzpeter Stucki (Hg.), Reformiertes Erbe. Festschrift für Gottfried Wilhelm Locher zu seinem 80. Geburtstag, Bd. 1, Zürich 1992, S. 187-205.
- Emanuel Kellerhals: Geschichte des Gottesdienstes in der reformierten Deutschschweizer Kirche im Entwurf. O. O. 1973.
- Hanns Kerner: Die Erneuerung des Gottesdienstes – Gottesdienst als Gestaltungsaufgabe. In: Hans-Christoph Schmidt-Lauber, Karl-Heinz Bieritz (Hg.): Handbuch der Liturgik. Liturgiewissenschaft in Theologie und Praxis der Kirche. Leipzig / Göttingen 1995, S. 971-984.
- Kirchenbuch, hg. vom Kirchenrat des Kantons Zürich, Bd. I/1, Ordnungen und Texte für den Gottesdienst der Gemeinde. Zürich 1969.
- Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons St. Gallen (Hg.): Kirche heute! Kirche morgen? St. Gallen 1998.
- Kirchenrat der Evangelisch-reformierten Landeskirche Graubünden (Hg.): Zukunftswerkstatt. Reformierte Bündner Kirche auf dem Weg ins Jahr 2000, Abschlussbericht der Tagung vom 31.10.1998 in Chur. Chur 1999.
- Kirchenrat des Kantons Zürich (Hg.): Zürcher Kirchenbuch, Kommentar I. Teil und Einführung zur Gottesdienstordnung, Zürich o. J.
- Ulrich Knellwolf: Die Musik im reformierten Gemeindegottesdienst. In: Institut für Kirchenmusik der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich (Hg.), in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Arbeitskreis für Evangelische Kirchenmusik: Musik in der evangelisch-reformierten Kirche. Eine Standortbestimmung. Zürich 1989, S. 45-86.
- Jörg Knoblauch, Heiko Bräuning: Gottesdienst à la carte. Warum wir zielgruppenorientierte Gottesdienste brauchen. Asslar 1999.
- Ralph Kunz: Gottesdienst evangelisch reformiert. Liturgik und Liturgie in der Kirche Zwinglis. Zürich 2001.
- Liturgie, hg. im Auftrag der Liturgiekonferenz der evangelisch-reformierten Kirchen in der deutschsprachigen Schweiz, Bd. I Sonntagsgottesdienst. Bern 1972.
- Walther Lührs: Die Erneuerung des Gottesdienstes – Gottesdienst als Gestaltungsaufgabe. In: Karl-Heinrich Bieritz / Hans-Christoph Schmidt-Lauber / Michael Meyer-Blanck (Hg.): Handbuch der Liturgik. Liturgiewissenschaft in Theologie und Praxis der Kirche. Leipzig / Göttingen 2003³, 940-954
- Friedrich Lurz: Die Einführung des Evangelischen Gottesdienstbuches – ein Ereignis von ökumenischer Relevanz. In: ThLz 125. Jg. 2000, S. 231-250.
- Andreas Marti: Geleitwort. In: Institut für Kirchenmusik der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich (Hg.), in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Arbeitskreis für Evangelische Kirchenmusik: Musik in der evangelisch-reformierten Kirche. Eine Standortbestimmung. Zürich 1989, S. 9-14.
- Andreas Marti: Das neue Gesangbuch. Kapitel 2: Gottesdienst in der Gemeinde. In: Musik und Gottesdienst 52. Jg. 1998, S. 2-13.
- Andreas Marti: Weg und Raum als Metaphern von Liturgie und Gemeindegesang. In: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie 39. Jg. 2000, S. 179-190.
- Christoph Müller: Einige Hinweise zur liturgischen Relevanz von Frauengottesdiensten. In: Bruno Bürki, Martin Klöckener (Hg.): Liturgie in Bewegung. Actes du Colloque Renouveau des Eglises en Suisse au XXe Siècle, 1-3 mars 1999, Université de Fribourg Suisse. Freiburg, Schweiz 2000, S. 338-353.
- Theophil Müller: Evangelischer Gottesdienst. Liturgische Vielfalt im religiösen und gesellschaftlichen Umfeld. Stuttgart u. a. 1993.
- Neijenhuis Jörg: Erwägungen zum Bild des Gottesdienstes im Angesicht der Erlebnisgesellschaft. In: Ders. / Wolfgang Ratzmann (Hg.): Der Gottesdienst zwischen Abbildern und Leitbildern. Beiträge zu Liturgie und

- Spiritualität. Leipzig 2000, S. 81-93.
- Marianne Périllard: Le Synode protestant suisse (1983-1987) et le renouveau du culte. In: Bruno Bürki, Martin Klöckener (Hg.): Liturgie in Bewegung. Actes du Colloque Renouveau des Eglises en Suisse au XXe Siècle, 1-3 mars 1999, Université de Fribourg Suisse. Freiburg, Schweiz 2000, S. 324-337.
 - Wolfgang Ratzmann: Zwischen Erlebnis und Risiko – Neue Spiritualität und alter Gottesdienst? In: Ders. / Reinhold Morath (Hg.): Herausforderung Gottesdienst. Leipzig 1997, S. 12-22.
 - Reformierte Liturgie, hg. im Auftrag des Moderaments des Reformierten Bundes, Wuppertal / Neukirchen-Vluyn 1999.
 - Roger Rohner: Gottesdienst „à la carte“. In: idea MAGAZIN schweiz 7/2000, S. 6.
 - Arno Schilson: Medienreligion. Zur religiösen Signatur der Gegenwart. Tübingen / Basel 1997.
 - Hans-Christoph Schmidt-Lauber: Die Zukunft des Gottesdienstes. Von der Notwendigkeit lebendiger Liturgie. Stuttgart 1990.
 - Hans-Christoph Schmidt-Lauber: Kreative Vielfalt und die Tradition im Gottesdienst. In: Jahrbuch für Liturgik und Hymnologie 40. Bd. 2001, S. 64-71.
 - Frieder Schulz: Agende – Erneuerte Agende – Gottesdienstbuch. Evangelische Agendenreform in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Texte aus der velkd 89, 1999.
 - Frieder Schulz: Was sollte eine Agende heute leisten? 12 Thesen. In: Jörg Neijenhuis, Wolfgang Ratzmann: Der Gottesdienst zwischen Abbildern und Leitbildern. Beiträge zu Liturgie und Spiritualität. Leipzig 2000, S. 116-120.
 - Schweizerische Evangelische Synode, Schlussdokumente Heft 1: Bericht der Synodeleitung. Bern 1987 (1987a).
 - Schweizerische Evangelische Synode, Schlussdokumente Heft 3: Lebendige Gemeinden / Erneuerung des Gottesdienstes. Bern 1987 (1987b).
 - Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund (Hg.): Umfrage zur Rezeption der Liturgiebücher. Unveröffentlichtes Typoskript, Bern 1987.
 - Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund, Abteilung I, Kirche und Ökumene (Hg.): Pluralismus in der Kirche. Anregungen für Leitungsbeauftragte, o.O. 1999.
 - Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund: Das Abendmahl in evangelischer Perspektive. Überlegungen und Empfehlungen. Bern 2004.
 - Hans-Jürg Stefan: Ein notwendiges Gespräch ist im Gang. In: Institut für Kirchenmusik der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich (Hg.), in Zusammenarbeit mit dem Schweizerischen Arbeitskreis für Evangelische Kirchenmusik: Musik in der evangelisch-reformierten Kirche. Eine Standortbestimmung. Zürich 1989, S. 125-131.
 - Hans-Jürg Stefan: Zur Bedeutung der neuen Schweizer Kirchengesangbücher für die liturgische Erneuerung. In: Bruno Bürki, Martin Klöckener (Hg.): Liturgie in Bewegung. Actes du Colloque Renouveau des Eglises en Suisse au XXe Siècle, 1-3 mars 1999, Université de Fribourg Suisse. Freiburg, Schweiz 2000, S. 264-281.
 - Visitationskommission der Evangelisch-reformierten Kirche des Kantons Basel-Landschaft (Hg.): Volkskirche mit Zukunft! Bericht über die Visitation 1995/96. Liestal 1996.
 - Eberhard Weismann: Der Predigtgottesdienst und die verwandten Formen. In: Karl-Ferdinand Müller u. a. (Hg.): Leiturgia. Handbuch des evangelischen Gottesdienstes Bd. 3: Gestalt und Formen des evangelischen Gottesdienstes II. Der Predigtgottesdienst und der tägliche Gottesdienst. Kassel 1956, S. 1-97.
 - Eberhard Winkler: Der Predigtgottesdienst. In: Karl-Heinrich Bieritz / Hans-Christoph Schmidt-Lauber / Michael Meyer-Blanck (Hg.): Handbuch der Liturgik. Liturgiewissenschaft in Theologie und Praxis der Kirche. Leipzig / Göttingen 2003³, 247-268.
 - Paul M. Zulehner: Pastoraltheologie Bd. 1. Fundamentalpastoral. Kirche zwischen Auftrag und Erwartung. Düsseldorf 1989.

April 2005